Ferdinand Duplessis

oder

Memoiren eines Mannes.

Geschichte dreier Frauen.

Deutsche Originalausgab

von

Eugen Sue.

Dritter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

I. Capitel.

Wir haben im vorigen Capitel gesehen, von welchen Empfindungen, Gedanken und welcher Unentschlossenheit Albine Chevrier zur Zeit unserer Verheirathung eingenommen war, es war dies eine Art von Beichte, von der ich, wie ich gesagt, erst lange nach unserer Verbindung Kenntniß erhalten habe.

Ich nehme mein Tagebuch da wieder auf, wo ich es abbrach.

29ten September 1828.

Der Heirathsvertrag ist heute Abend unterzeichnet worden; Albine hat das Hochzeitsgeschenk angenommen, Alles ist beendigt.

Je mehr ich daran denke, je mehr ich beobachte, desto mehr bin ich mit meiner Wahl und der Wendung zufrieden, welche ich den Dingen zu geben gewußt habe.

Bei den seltenen Unterhaltungen, welche ich mit Albinen unter vier Augen gehabt habe, und die ich weit

entfernt war zu veranlassen, habe ich ihr nicht ein einziges Wort von Liebe oder selbst von Zärtlichkeit gesagt. Treu meinem Systeme, außerdem consequent mit meinen Eindrücken, bin ich kalt freundschaftlich geblieben; indem ich Albinen immer die Ehe aus dem ernsten, fast strengen Gesichtspunkte zeigte. Ich habe, wie ich glaube, zugleich als rechtschaffener und vorsichtiger Mann gehandelt; ich will in ihr keine Liebesgedanken erwecken, die ich weder erwidern kann noch will. Sie kennt daher die Zukunft, welche sie erwartet, ein ganzes, der Erfüllung der Pflichten der Frau gewidmetes Leben, das heißt der Pflege, welche sie ihrem Gatten, ihren Kindern und ihrem Hause schuldig ist, ein Leben, das durch alle Bequemlichkeit, alles wünschenswerthe materielle Wohlsein so glücklich als möglich gemacht ist.

Ich habe bei Albinen sehr auf die Wichtigkeit der religiösen Pflichten und der Ausübung derselben bestanden und werde immer sehr darauf bestehen; sobald eine Frau einmal daran anbeißt, so wird das eine Zerstreuung, eine immerwährende Beschäftigung, und hilft außerordentlich zu der Kasteiung und Verachtung des Fleisches. Nun aber ist es mit der Einsamkeit, einem Manne von Eis, der Frömmigkeit und einem im Schmerze empfangenen Kinde, wie die heilige Schrift sagt, unmöglich, daß eine Frau nicht einen Abscheu vor der Sinnlichkeit bekommt.

Ich bin niemals in meinem Leben religiös gewesen;

aber um meiner Frau das Beispiel zu predigen, werde ich von jetzt an allen nöthigen äußern Schein davon annehmen.

Einen Augenblick hatte ich gefürchtet, daß die blühende und frische Jugend Albinens, ihr wahrhaft hübsches Gesicht, ihr reizender Wuchs mir in Ermangelung von Liebe einige Wünsche einflößen möchte; dem ist nicht so: ich kenne mich, es wird dem niemals so sein; meine Sinne sind erschöpft, mein Herz ist bis auf die letzte Fiber abgenutzt, und wenn es zuweilen, wenn man so sagen darf, rückblickend schlägt, so geschieht es bei dem unveränderlichen Andenken an Madame Raymond. Diese bezaubernde Frau ist mein Ideal gewesen und wird es bleiben, weil dieses Ideal nie durch den Besitz entweiht worden ist und auch nie werden wird.

Ich bin daher sicher, gegen meine Frau immer eine heilsame Zurückhaltung zu behaupten; dreifache Dummköpfe sind die Gatten, welche in Ermangelung einer natürlichen Abneigung nicht Vernunft genug haben, um immer das Blut ihrer Frauen zu erkalten, unter dem Vorbehalt irgend eine geheime Geliebte anzunehmen, wenn sie zu sehr von dem Teufel versucht werden.

Alles steht daher auf das Beste, jung und hübsch, wird Albine für mich ein sehr angenehmer Anblick sein, wie sie in meinem Schlosse um mich herum geht, mir meine Eselsmilch bringt, sich mit der Diät beschäftigt, die ich befolgen muß, mich im Falle der Krankheit ver-

pflegt, kurz, für mich beinahe eine barmherzige Schwester ist.

Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe, ist, durch eine scheinbare Bewilligung Albinen verhehlt zu haben, daß wir mein Gut in der Provinz Berry einige Jahre hindurch nicht verlassen würden; es war unnöthig im Voraus einen nutzlosen Streit über einen Gegenstand anzuknüpfen, der durchaus meiner ehelichen Gewalt unterworfen; außerdem bin ich überzeugt, daß ich diese Gewalt nicht anzuwenden haben werde; ich kenne die Frauen zu sehr, um nicht auf den ersten Blick das unschuldige achtzehnjährige Herz bis auf den Grund durchschaut zu haben.

Albine ist ein gutes und vortreffliches Mädchen, von einem wenig entwickelten, um nicht zu sagen beschränkten Verstande, von einem schüchternen, leichten und wie Wachs dehnbaren Charakter; ihre unempfindliche und ein wenig lymphatische Natur, wie mein Arzt sagt, verkündet immer, nach seiner Meinung, eine große moralische Sanftmuth und ein ruhiges Blut. In dem Herkommen der bürgerlichen Tugenden erzogen, hat sie sich niemals von der Ehe einen jener romantischen Begriffe gemacht, welche so vielen jungen Mädchen zu Kopfe steigen; außerdem (es liegt keine thörichte Anmaßung darin, mir das zu gestehen; es ist ein für mich sehr wichtiger Zug der Beobachtung, aus dem ich meinen Nutzen ziehen muß,) habe ich sehr bald erkannt, daß es mir leicht gewesen wäre, Albinen verliebt zu machen:

ihre Verwirrung, ihre Verlegenheit, ihr zuweilen beharrliches Schweigen während unseres seltenen Alleinseins sagten mir genug ... sagten mir zuviel ... Ich habe daher auch meine Kälte verdoppeln müssen, und, wie ich glaube, ist das arme Kind darüber betrübt gewesen; glücklicherweise ist dieser schmerzliche Eindruck bei dem Anblicke eines hübschen Wagens, der Pracht des Hochzeitsgeschenkes und bei dem Gedanken an ein schönes gothisches Schloß und an ein vornehmes Leben, wenn man es mit dem bürgerlichen Leben der Familie Chevrier vergleicht, vergessen worden.

Um mich kurz zu fassen, entweder sind die weisesten Entschlüsse, die am reiflichsten überlegten Berechnungen nur Thorheit und Eitelkeiten, oder Albine ist und wird die Frau sein, die ich haben mußte, um in eine Bahn einzutreten, auf welcher ich Glück, Gesundheit, Ruhe finden und auf diese Weise auf immer dieses Leben schließen soll, das mich erschöpft und langweilt.

Woblan, ich muß von diesem Leben Abschied, ... und auf immer Abschied nehmen.

Eine letzte Pflicht bleibt mir zu erfüllen übrig.

Die Alten ließen frommer Weise die Ueberreste lange geliebter Personen verbrennen; ebenso geschah es mit den materiellen Erinnerungen meiner früheren Mätressen.

Ich habe hier ein Kistchen voll Briefe, Haare, Porträts, verwelkter Sträuße u. s. w. Mögen diese Re-

liquien einer leider für immer verschwundenen Vergangenheit zu Asche werden.

Asche wie dieses Herz, das durch so viele verschiedenen Leidenschaften verbrannt und das jetzt nur noch eine für immer erkaltete Lava ist.

. . . .

Ich zündete ein großes Feuer an und trug auf meinen Tisch ein Kästchen, das ich, ich gestehe es, mit einem Eindrucke unendlicher Traurigkeit in diesem Augenblicke öffnete, als ich einen schwermüthigen und letzten Blick auf diese Jahre warf, die so voll Hoffnungen, Vergnügungen, Jugend, Kraft und Liebe waren ...

Dann folgte auf diese schmerzliche Empfindung folgende Betrachtung:

Wozu dieses Bedauern?

Habe ich nicht alle die Gemüthsbewegungen, welche dem Menschen verliehen ist zu empfinden, bis auf die letzte abgenutzt?

Sind mein Herz und meine Sinne nicht todt?

Habe ich den Willen oder die Kraft dieses frühere Leben fortzusetzen, auf das ich ebenso sehr aus Ohnmacht als aus Ueberdruß verzichte?

Nein, nein, möge dieser letzte auf die Vergangenheit geworfene Blick mich trösten; sagen wir im Gegentheile, daß ich alle diese von nun an unmöglichen Genüsse gekannt, erschöpft habe.

Und in dem Maße, als ich diese vergänglichen Erinnerungen an diese, leider oft nicht weniger ver-

gänglichen Gefühle zerstörte, beschwor ich durch den Gedanken diese einst geliebten Gestalten, indem ich ihnen ein letztes Andenken widmete.

. . . .

So leb denn wohl, Aennchen, meine erste Mätresse welche das Feuer stillte, welches der Anblick der Madame Raymond und verderbliche Lektüren in meinem Blute angezündet hatten.

Armes Aennchen, arme Kammerjungfer meiner Großmutter, Du konntest weder lesen noch schreiben, Du warst gemein, aber ich war sechszehn Jahr alt, Du achtzehn. Du ließest mir Deine Niederlage nicht durch lange Bitten erkaufen; Du gabst Dich demüthiger, treuherzigerweise hin; Du warst unschuldig, sanft, hübsch, und, was selten ist, uneigennützig; ich habe von Dir, wie ein Jüngling das Pfand des ersten Triumphes bewahrt, einen kleinen, von Dir aus Deiner Heimath mitgebrachten silbernen Ring bewahrt. Wer hat Dir diesen kleinen Ring geschenkt? Ich weiß es nicht. Aber Du besaßest nur das, Du hast ihn mir angeboten . . . ich habe ihn soeben zerbrochen . . .

Was wird aus Dir geworden sein, armes verlassenes Geschöpf?

Lebewohl Dir, Amanda, Deine Geburt war ebenso niedrig, als die Aennchens; nicht weniger hübscher als sie, hattest Du, als ich Dich kennen lernte, seit langer Zeit Deine kleine Vaterstadt und Deinen Modeladen von Paris für ein müßiges Leben verlassen,

das heute glänzend, morgen elend, und fast immer glänzend und elend zugleich war; Du hattest schöne und frische, ich weiß nicht von wem oder wovon bezahlte Toiletten; oft aßest Du Dich nicht satt, oder es waren auch Schwelgereien, bei denen Deine Magd sich berauschte und Dich schlug; der kalte und schmuzige Fußboden Deines Zimmers stach gegen die Seide und das Mahagoni Deiner Möbel ab: Alles das mußte nach Laster und Elend riechen, um Ekel zu erregen; aber ich war siebzehn Jahr alt, Amanda war glühend verliebt, und jedes Mal, wenn ich das Hotel der Pagen verließ, um zu meiner Großmutter zu gehen, kehrte ich bei Amanda ein, wo ich um meiner selbst willen geliebt war, wie sie es mir in Briefen in einer sonderbaren Orthographie sagte, über die ich soeben gelächelt habe, als ich sie verbrannte.

Armes Mädchen, sie mußte zuweilen das Essen entbehren, um den Boten ihrer Briefe zu bezahlen.

Lebewohl Dir, Julie, kleine Cousine, wie wir sie ehedem in unserer Familie zu der Zeit nannten, als meine Großmutter mir anempfahl den französischen Ritter zu spielen; Lebewohl Dir . . . Ohne das immer lebendige Andenken der Madame Raymond wärest Du meine erste Liebe gewesen, denn Aennchen und Amanda können nicht als Liebe zählen. Theure Julie . . . wie Du mir gesagt, liebtest Du mich schon als kleines Kind; ich fürchtete Dich wie ein kleines gelehrtes Mädchen; als ich Dich später wieder gesehen

warst Du sechszehn Jahre alt; die Gluth der Jugend hatte mich zu groben Lüsten fortgerissen . . . Ich kam aus den Pagen, um in die Garden einzutreten; Du warst gekommen, um den Sommer bei meiner Großmutter auf ihrem Schlosse in der Provinz Berry zuzubringen; ich befand mich dort, indem ich einen Urlaub von einigen Monaten benutzte; von Kindheit an dutzten wir uns; unsere Vertraulichkeit fuhr fort; unsere Verwandten sahen uns wie Bruder und Schwester an, keine Aufsicht hinderte uns; welche langen Spaziergänge daher auch unter den alten Kastanienbäumen während der Hitze des Tages! Und unsere Lektüren unter dem Felsen des großen Waldes, neben dem kleinen Flusse! Du auf der ländlichen Bank sitzend, indem Du an Deiner Stickerei arbeitetest; ich auf dem Moose zu Deinen Füßen liegend, indem ich Dir Paul und Virginie vorlas!

O unsere langen Abende in dem kleinen blauen Salon, wenn bei den schönen Sommernächten meine Großmutter, um besser den Anblick des von dem Monde erleuchteten Parkes zu genießen, die Lichter wegtragen ließ; wir blieben so in dem Schatten, in dem Hintergrunde des Salons, ich neben Dir, Deine Hand in der meinigen, alle Beide schweigend, tiefsinnig und zuweilen vor Trunkenheit schaudernd, wenn, die Unachtsamkeit Deiner Mutter benutzend, unsere Lippen sich verstohlenerweise in der Dunkelheit drückten . . . O unsere Rendezvous des Morgens in der Schweizerhütte der Acacien, wenn Du verstohlenerweise, in einen

weißen Schlafrock gekleidet, Deine kleinen Füße von dem Thaue des Rasens benetzt und Deine Stirn feucht von der Eile Deines Laufes kamst, und unsere Zusammenkünfte in dem Tapetenzimmer, in welches man durch einen geheimen Gang gelangte, der ohne Zweifel für die Erleichterung der Liebschaften eines Herrn des Schlosses gebaut war, der auf diese Weise der unsrigen diente.

O unsere ewigen, wie unser Herz aufrichtigen Schwüre, die mit unserem Blute geschrieben waren, denn Du wolltest auch einen Deiner hübschen Finger mit Deiner Nadel stechen, um auf dieses Blatt, das ich soeben verbrannt habe, zu schreiben: Julie gehört Ferdinand für das Leben! und unsere ausgetauschten Haarlocken! und diese verbleichten Bandschleifen, und diese kleinen vertrockneten Blumen, geliebte, so lange Zeit aufbewahrte Schätze der jungen Jahre! jetzt bleibt von euch nur noch ein wenig Asche übrig... Lebe wohl, Julie, Lebewohl den Erinnerungen dieser vier Monate, so voll von dieser entzückenden, süßen und heitern Liebe wie ein schöner Frühlingstag des Lebens ... Lebe wohl, Julie ... Ich habe Dich seitdem als geehrte Gattin, als zärtlich geliebte Mutter wiedergesehen; eine ernste Freundschaft ist an die Stelle unserer Liebe getreten.

Lebewohl Dir, Henriette, die Du mich zuerst die Qualen der Eifersucht hast kennen lernen, welche eine Gattin einflößen kann, ohne die Widerwärtigkeiten der

ehebrecherischen Liebschaften zu rechnen. Dein Gatte war jung und schön, Du zittertest unser Geheimniß entdeckt zu sehen. Wie viele lange, von mir in Erwartung und in Bangigkeit zugebrachten Stunden daher auch, wenn ich hinter den grauen Läden der kleinen unbekannten Wohnung versteckt, in welcher wir uns unsere Rendezvous gaben, in der Ferne Deine Ankunft belauerte; welches Herzklopfen, wenn ich einen Fiaker mit herabgelassenen Vorhängen kommen sah, welche Angst, wenn irgend einer der seltenen Vorüberkommenden den Fiaker aufmerksam zu betrachten schien. Kein Zweifel mehr, Du warst belauert, verfolgt, verloren. Regungslos an dem Fenster, klopfte mein Herz vor Schrecken. Aber nein, vergeblicher Schrecken, der Vorüberkommende entfernte sich gleichgültig; der Fiaker hielt vor der kleinen Thür; ich sah Dich Deinen Schleier herabschlagen und aus dem Wagen steigen; Du tratest ein, ich eilte Dir entgegen, ich empfing Dich in meinen Armen.

— Ich habe Dir kaum eine Stunde zu geben, — sagtest Du mir mit heftiger Stimme.

Aber welche gewaltige und heftige Wollust in dieser Mischung von Schrecken und leidenschaftlicher Liebe; in einer einzigen solchen Stunde lebt man Tage, ganze Jahre . . .

Und jener feierliche, entsetzliche Abend des 17ten April . . . Dein Gatte trat in Deinen Salon, ich be-

fand mich in demselben allein mit Dir; er zeigte mir einen von meinen Briefen und sagte zu mir:

— Kennen Sie diese Handschrift?

— Ja, mein Herr.

— Ihre Stunde für Morgen, mein Herr?

— Die Ihrige.

— Um neun Uhr in Vincennes.

Du fielest ohne Bewußtsein zu Boden; ich eilte zu Dir.

— Entfernen Sie sich, mein Herr, — sagte er zu mir, — an mir ist es meiner Frau Hülfe zu leisten.

Am folgenden Tage ward mein Schenkel von einer Kugel durchbohrt, und Du reisetest mit Deinem Vater und Deiner Mutter nach Italien.

Ich habe soeben langsam den Brief verbrennen sehen, den Du mir in jener unglückseligen Nacht schriebst, welche meinem Duelle des folgenden Tages mit Deinem Gatten vorausging. Welcher herzzerreißende Schmerz! . . . welcher Schrecken, welche Thränen, welche Gewissensbisse! . . . Alles dies zuckte blutend in diesen unzusammenhängenden Zeilen, und dennoch überlebt man eine solche Nacht . . . Man vergißt diese Qualen, welche uns vernichten zu müssen scheinen . . . Denn vor zwei Jahren habe ich Dich noch schöner und einem andern Geliebten zulächelnd wieder gesehen.

II. Capitel.

(Fortsetzung des Tagebuches.)

Lebewohl Dir, Rosa, Dein Gatte war weder schön, noch jung, noch eifersüchtig, noch unfreundlich; Du hattest Deine ganze Freiheit, zu viel Freiheit, denn gewisse Schwierigkeiten dienen zum Stachel, während zu viel Freiheit zuweilen wo nicht den Ueberdruß, doch wenigstens seltsame Contraste herbeiführt . . . als ob die menschliche Seele sich zuweilen durch die Fülle, durch die Größe ihrer Glückseligkeit erdrückt fühlte.

Ich erinnere mich jenes seltsamen Vorfalles, auf welchen dieser letzte Brief von Dir, den ich soeben in Rauch habe verschwinden sehen, eine schmerzliche Anspielung machte.

Es war in der ersten Gluth meiner Liebe für Rosa. Seit einiger Zeit träumten wir unser Ideal, nämlich einen Tag und eine Nacht in dem Landhause von Rosa's Vater zuzubringen, eine köstliche, in dem Thale

von Montmorency gelegene Wohnung, in welchem Rosa erzogen worden war; man mußte eine Abwesenheit des Vaters meiner Geliebten benutzen und einen hinlänglichen Vorwand finden, um mir zu erlauben die Nacht in Saint-Preuil zuzubringen, nachdem ich nur einfach zu einem Besuche dorthin gekommen war. Diese Schwierigkeiten wurden überwunden, ein soeben verbrannter Brief Rosa's meldete mir die Abwesenheit ihres Vaters.

Am folgenden Tage kam ich an einem köstlichen Junimorgen nach Saint-Preuil. Die Luft war mild, die Sonne verschleiert; ich war von einem Diener begleitet zu Pferde; ich kannte diese Wohnung nicht, ein wahres Blumennest, das in einer prachtvollen Vegetation begraben war und ein Thal überragte, das man mit den pittoreskesten Landschaften der Schweiz vergleichen konnte.

Durch das Vergnügen, unsern Traum verwirklicht zu sehen, noch mehr verschönert, kam Rosa mir auf der Freitreppe entgegen; hierauf führte sie mich in einen Sommerspeisesaal, eine ländliche, mit Stroh bedeckte Rotunde, deren Gitter unter einer Masse von in voller Blüthe stehenden Jelängerjelieber verschwanden.

Nach einem aus frischen Eiern, Milch und Früchten bestehenden Frühstücke ließ mich Rosa die einzelnen Theile dieser eleganten und prachtvollen Wohnung sehen, in welcher ihre jungen Jahre verflossen waren. Sie führte mich in ihr jungfräuliches Zimmer, in welchem

noch ihre Erinnerungen von fünfzehn Jahren lebten, welche sich gleichfalls bei jedem Schritte wiederfanden, den wir nachher in einem prachtvollen Parke machten; ein breiter Fluß floß durch denselben. Ich stieg mit Rosa in einen Nachen, und wir ließen uns von dem Strome des Wassers unter dem dichten Schatten von Trauerweiden, von Tamarinden und Cypressen forttragen, welche diesen Fluß mit einem undurchdringlichen grünen Gewölbe bedeckten; nachher kehrten wir zurück, um einen Spazierritt in dem Walde von Saint=Leu zu machen; Rosa war reizend im Amazonenanzuge und ritt wundervoll gut; wir brachen allein auf. Sie ritt ihre Lieblingsstute Ophelia. Die schattigen und unermeßlichen Alleen des mit einem feinen und weichen Rasen bedeckten Waldes boten uns unendliche Aussichten. Zuweilen setzten wir unsere Pferde in einen sehr langsamen Galopp, und die linke Hand Rosa's in meine rechte Hand gedrückt, ritten wir so sanft auf diesem durch das Laub hundertjähriger Eichen verdunkelten Rasen; bald, indem wir unsere Pferde in irgend einer kleinen buschigen und einsamen Allee in Schritt setzten, umschlang ich mit einem meiner Arme den feinen und geschmeidigen Leib Rosa's, die sich auf ihrem Pferde zurückwarf, und wir wechselten einen langen Kuß aus. Oh! was für verliebte Kindereien, welche Regungen des Herzens, welche zärtlichen Worte während dieser glückseligen Stunden! Ich war vier und zwanzig Jahre alt, sie kaum zwanzig. Wir kehrten nach Saint=Preuil

durch den Saum des Waldes zurück, indem wir als Liebende und Künstler die Tausende von Abwechselungen des Lichtes und Schattens bewunderten, welche durch das langsame Untergehen der Sonne in dem tiefen Thale sich zeigten.

Bei unserer Rückkehr erwartete uns ein auserlesenes Mittagsessen; während ich mich ankleidete, machte Rosa eine durch Frische und Eleganz entzückende ländliche Toilette; ich glaube, daß ich sie niemals hübscher gesehen habe; das gewöhnliche reizende Feuer ihres Gesichts hatte sich, ich weiß nicht warum, unter einer gewissen sanften Schwermuth verschleiert; ich fühlte denselben Eindruck ohne mir erklären zu können warum. Gegen das Ende unseres Spazierrittes waren wir, die wir gewöhnlich so geschwätzig und lustig waren, ohne Grund schweigsam und tiefsinnig geworden. Wir aßen unter vier Augen zu Mittag; Alles was der feinste und leckerste Geschmack, die seltenste Eleganz nur je erdenken oder träumen könnte, befand sich in diesem Speisesaale mit in Gold eingefaßten Füllungen vereinigt, welche Vögel, Früchte und Blumen von einem nicht weniger frischen Colorit vorstellten, als der Berg von Rosen und Geraniums, den wir durch die offenen Fenster, ein Becken von Porphyr überragend sahen, aus welchem das Wasser in Silbertropfen in ein geräumiges Bassin von weißem Marmor zurückfiel.

Gegen das Ende des Mittagsessens kam einer von den Leuten Rosa's und sagte mir ganz erschrocken, mein

Groom habe einen schrecklichen Hufschlag erhalten. (Das war der verabredete Vorwand, und mein junger Schelm spielte übrigens die Komödie vollkommen gut.) Der genannte Groom war mitleidiger Weise in ein Zimmer der Dienstwohnungen gebracht worden; ich sollte zu Pferde nach Paris zurückkehren. Rosa sagte mir in Gegenwart ihrer Leute, ich dürfe nicht daran denken diesen armen Menschen in einem so jämmerlichen Zustande mitzunehmen, ich müsse mich darein ergeben die Nacht in Saint=Preuil zuzubringen, wo sie mir Gastfreundschaft anbot, und ich könne am folgenden Tage wieder aufbrechen. Der Vorwand war hinreichend, ich nahm es an und ging menschenfreundlich meinen Groom zu besuchen. Der Schelm stieß gräßliche Schreie aus, indem er schwor, wenigstens drei oder vier Rippen seien ihm zerschlagen, ein um so gefährlicheres Uebel, je weniger sichtbar es wäre; ich ließ diesen Burschen in den Händen seiner Stallcollegen, und ging wieder zu meiner Geliebten.

Der Kaffee und das Eis waren außerhalb und ziemlich fern von dem Hause in einem kleinen chinesischen Pavillon angerichtet worden, von wo aus man die ganze Tiefe des Thales übersah.

Das war eine prachtvolle Aussicht; die seit einiger Zeit untergegangene Sonne hatte dem Monde Platz gemacht, der in seinem vollen Glanze prangte; der während des Tages mit Wolken bedeckte Himmel hatte sich aufgeklärt; Tausende von strahlenden Sternen

erhöhten die Helle dieser glänzenden Nacht. Zu unseren Füßen erblickten wir das durch das Sternenlicht versilberte Thal; an dem Horizonte die bläulichen, mit hohen Wäldern bedeckten Hügel von dunklem Grün; überall herrschte tiefes Schweigen, nur hier und da durch die lieblichen Melodien der Gesänge der Nachtigall unterbrochen; der Blumenduft des Gartens erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen, ein Halbdunkel herrschte in dem Pavillon, in dessen Hintergrunde ich mit Rosa saß; wir waren allein, jung, feurig, verliebt und frei. Wir hatten diesen so langen, mit so vieler Ungeduld herbeigesehnten Tag und diese Nacht für uns, ganz für uns; die Wunder der Natur, die Schönheit der Jahreszeit, endlich Alles, was der Luxus und die Eleganz dem Rausche der Sinne hinzufügen können, umgab uns, . . . und dennoch, ein seltsamer, vielleicht verhängnißvoller Widerspruch, nach Verlauf eines langen Schweigens fingen Rosa und ich, ohne ein einziges Wort ausgewechselt zu haben, alle Beide von einer unerklärlichen und niederschlagenden Traurigkeit befallen, an zu weinen.

— Was fehlt Dir, Rosa? . . . — fragte ich sie.

— Nichts; . . . aber, ohne zu wissen warum, muß ich weinen . . . Und Du?

— Ich auch, Rosa . . . Aber was haben wir denn, so traurig zu sein?

— Ich weiß es nicht, Ferdinand; . . . vielleicht ist unser Glück zu groß . . . es beugt uns nieder.

Rosa sagte die Wahrheit. Es gibt Glückseligkeiten, die so groß sind, daß die menschliche Seele zuweilen durch ihre Größe selbst erdrückt wird.

Die Unterhaltung, welche diesem doppelten Geständnisse folgte, war unendlich schwermüthig. Rosa sprach mir lange von ihrer seit einigen Jahren verstorbenen Mutter. Diese rührenden Erinnerungen ließen ihre Thränen von Neuem fließen.

Um zehn Uhr fand uns der Thee nicht weniger traurig, und diese so leidenschaftlich erwartete Nacht war noch viel schwermüthiger als der Abend.

Also lebe wohl, Rosa . . . Glücklicherweise war unsere Schwermuth selten und diese Fülle von Glückseligkeit trat nicht immer in Thränen über, ein Beweis davon ist dieser Schlüssel zu einer von den Thüren des Parkes von Saint-Preuil, den ich unter meinen Reliquien wiedergefunden habe; ein Beweis ist dieses kleine unter den hohen Bäumen verborgene Haus, ländlich und verfallen von Außen, aber im Innern ein wahres kleines Eden, dessen Thür sich Dir öffnete, wenn Du, aus Deinem Parke kommend, indem Du den kleinen Fußpfad von Aliziers einschlugst, um lange Stunden in unserer ländlichen Zurückgezogenheit zuzubringen . . . wo ich einsam zwei Sommer hindurch, von meinen Nachbarn ungekannt lebte.

Ich habe zugleich mit diesen Briefen eine Sammlung von Zeitungen aller Länder verbrannt, welche in allen Sprachen Europas Deinen Ruhm und Deine Schönheit

besangen, Fanny, berühmte Tänzerin! Lebewohl Dir, deren Triumphwagen die berauschten Völker zogen, nachdem sie Dich auf den Theatern zweier Welttheile rasend beklatscht hatten! Du gingst auf dem Golde und auf den Blumen, mit denen man Deinen Weg bestreute. Dein Name war gleich dem Namen der Erlauchtesten in dem Munde Aller. Du hast zu Deinen reizenden Füßen, ich weiß nicht wie viele Arten von Königen gehabt, Könige der Völker, Könige des Geldes, Könige des Verstandes, Könige der Künste, und sechs Monate lang bin ich, wie Du sagtest, Dein Herr gewesen! ...

Lebewohl Dir, Fanny, gutes und verliebtes Mädchen! Während meiner kurzen Regierung hast Du mir alle Deine Erfolge dargebracht; ich habe nur einen Vorwurf an Dein Andenken zu richten; ich habe erkannt, daß, wenn man nicht auf der Stirn eine von jenen verschiedenen Kronen trägt, die Du mit Füßen tratest, der Geliebte einer im Rufe stehenden Tänzerin oder Sängerin sein, ebenso viel heißt, als sich selbst abdanken und sogar seinen Namen verlieren; man ist nicht mehr seine eigene Person, man ist nur der Geliebte der berühmten ***, ihre Erfolge sind die unsrigen, aber ihre Unfälle sind gleichfalls die unsrigen, ein Beweis ist jener Abend, Fanny, an welchem Du weniger wundervoll als gewöhnlich in dem neuen Ballette getanzt hattest: es ist mir daher auch in dem Foyer sehr ernster Weise gesagt worden:

»— Sie sind in dem Pas der Guirlande schwach gewesen: man erwartete Besseres. Sie müssen diese Niederlage sobald als möglich wieder gut machen ... Für einen ungeheuren Ruf, wie der Ihrige, heißt nicht vorwärtsgehen, zurückgehen. Denken Sie daran.«

Lebewohl Dir, Bertha, deren Ahnen bereits zu den Zeiten des heiligen Ludwig genannt wurden: Dein Name als Tochter und Dein Name als Frau zählten unter den berühmtesten Namen unserer Geschichte. Du hast mich aus Laune geliebt, ich Dich aus Eitelkeit. Feierte diese Eitelkeit nicht ihren Triumph, als der Nachkomme der alten tapferen Ritter, die edle Gattin eines der vornehmsten Herren von Frankreich zu mir sagte:

— Ich liebe Dich ... Sprich ... befiehl ... ich gehöre Dir ... wie die Sklavin ihrem Herrn gehört.

— Ich, Ihr Herr? Ach! Frau Herzogin, was fällt Ihnen ein? Ich, der ich Schöppen und Stadtschultheiße zu Ahnen habe, ich, Ihr Herr! Und Sie sprechen diese Worte in Gegenwart von ich weiß nicht wie viel Ahnherren und Ahnfrauen mit stolzer, grimmiger oder strenger Miene aus, deren Porträts Ihren Salon schmücken. Hier hohe Barone, Seneschalle, Connetables, Cardinäle, Marschälle; dort Aebtissinnen, Frauen von Admirälen, von Connetables und Marschällen ... wenn ich Dich in meine Arme drückte, o Bertha! schien es mir daher auch, als ob von der Höhe ihrer mit Wappen bedeckten Rahmen zehn Jahrhunderte unserer Geschichte uns betrachteten. Ich kann mich außerdem

über die Niedrigkeit meiner Geburt durch den Gedanken trösten, daß ein von meinem Geschlechte entsprungener Sohn wenigstens einen der ältesten Namen von Frankreich tragen, und, wie ein Anderer, der Stamm vornehmer Herren sein wird . . .

Lebt wohl, Ihr duftigen, mit einer herzoglichen Krone gestempelten Briefe! Lebe wohl diese aus Deinen schwarzen Haaren gemachte Liebesschleife, o Bertha, deren goldene Haken durch eine Rückerinnerung an die alte Ritterschaft Deinem Wunsche gemäß für die Ewigkeit um mein Handgelenk genietet worden waren, und sie hat so lange gedauert, als die Ewigkeit der Liebschaften dauert. Lebe wohl also, Bertha, lebe wohl!

Lebewohl Dir, Cäsarine, . . . die Schöne, die Leidenschaftliche! Aber bei dieser Erinnerung wird mein Herz beklommen, betrübt. Zwei Jahre sind seit dem Tode Hyacinth's verflossen, und ich habe mich dieser Liebe nicht ohne bittere Traurigkeit erinnern können.

Armer Hyacinth! Engelsherz, zarte und liebenswürdige Seele, bezaubernder Verstand, wie ich mit Cäsarinen sagte. Als ich soeben Deine Briefe verbrannte, habe ich jenes bereits durch die Jahre ein wenig gelb gewordene Blatt wiedergefunden, auf welches Du, armer Hyacinth, in unserer Jugend diese zärtliche und treuherzige Apologie des Zaunkönigs und des Falken für mich geschrieben hattest.

Ach! Du allein hast Deinen Schwur gehalten . . .

Der kleine Zaunkönig hat seinen Freund bis zum Tode geliebt.

. . . .

Was ist aus Cäsarinen und meinem Kinde geworden, ich weiß es nicht; während eines Monats habe ich vergebliche Nachforschungen angestellt; dann bin ich nach Italien abgereist.

. . . .

Das Andenken an meine Liebschaft mit Cäsarinen hat mich veranlaßt, die zu jener Zeit von mir geschriebenen Seiten des Tagebuches wieder durchzulesen.

Aus diesem Durchlesen geht hervor, daß ich mir immer mehr, sowohl für mich, als für Cäsarinen Glück wünsche, das dem sterbenden Hyacinth gegebene Versprechen nicht erfüllt zu haben ...

Welche Hölle wäre unsere Ehe mit meinen Zweifeln und dem Charakter und der Natur Cäsarinens gewesen! Ich wäre ihr ohne Zweifel oft untreu geworden, ... und jetzt würde ich denselben Ueberdruß ... dieselbe Erschöpfung des Herzens und der Sinne empfinden ... Und dann, mit welchen Verführungen, mit welchen Ausschweifungen würde diese glühende und heftige Frau nicht meine schlechte Aufführung erwidert haben?

Jetzt, wo meine Jugend abgenutzt ist, jetzt, wo mein einziger Wunsch ist meine reifen Jahre und mein Alter mit einer Frau zuzubringen, bei der ich Ruhe, Glück und Sicherheit finde, wäre ich also für immer an Cäsarinen gefesselt ... oder wohl, von ihr getrennt, aber

unfähig mich zu verheirathen und gezwungen in einer Bastardverbindung die Ruhe und die Pflege zu suchen, deren ich so sehr bedarf? . . . . . .

Indem ich das frühere Tagebuch wieder durchlese, in welchem ich mir bitter meinen unwürdigen Mißbrauch des Vertrauens gegen Hyacinth vorwerfe, ein Verrath, den ich versucht hatte unter Paradoxen zu maskiren, finde ich folgende Stelle wieder: »Wer weiß endlich! vielleicht werde auch ich mich eines Tages verheirathen? Wie schrecklich passend würden dann diese Seiten meines Junggesellenlebens werden?«

Ich frage mich vergebens nach dem Sinne, den meine Gedanken damals an diese prophetischen Worte knüpften.

Wollte ich damit sagen, daß ich, da ich Hyacinth betrogen hatte, nicht das Recht haben würde mich zu beklagen, wenn ich einst auch wieder betrogen würde?

Das ist scheinbar, aber sehr falsch; das Böse, das man gethan hat, macht das Böse nicht rechtmäßig, das man uns anthut; das Leben ist glücklicherweise kein Austausch von Repressalien; die Gerechtigkeit, die Billigkeit, die Moral haben ewige Rechte. Ich habe das Vertrauen Hyacinth's gemißbraucht, das ist ein Unrecht, ich bekenne es; ich habe es durch bittere Reue gebüßt; aber wie meine vergangene Aufführung auch gewesen sein mag, wie groß die Anzahl der Gatten sein möge, die ich betrogen habe, ich werde in meinem

Rechte sein, mich empfindlich, mehr empfindlich als irgend Jemand, bei einer ehelichen Beschimpfung zu zeigen; ich würde eine glänzende Rache für sie nehmen wollen.

Und außerdem verheirathe ich mich mit der festen Zuversicht, meiner Frau treu zu bleiben, mag es nun aus Pflicht, oder aus Ueberdruß geschehen, daran liegt wenig; ich habe das Recht, eine der meinigen gleiche, ich möchte sogar sagen die meinige übertreffende Treue zu verlangen, denn augenblicklich haben die Sitten, die Gebräuche, die unbarmherzigen Gesetze der Menschheit einen Abgrund zwischen der Stellung des Mannes und der der Frau geschaffen.

Das ist so wahr, daß der Ehebruch der Frau den Gatten zum unumschränkten Richter ohne Berufung hat, der die Schuldige mit dem Tode bestrafen kann, . . . während der Ehebruch des Gatten außerhalb der ehelichen Wohnung wie ganz ohne Folgen angesehen wird.

Dieser Unterschied herrscht überall: so wäre ein junges Mädchen, welche angenommen nur einen Monat das Leben geführt hätte, das ich zehn Jahre lang geführt habe, für immer entehrt, verloren, und, wenn sie Ansprüche auf eine anständige Heirath machte, so würde man nicht Hohngeschrei genug für die lächerliche Vermessenheit ihrer Anmaßung haben. Während alle rechtschaffenen und verständigen Leute es dagegen vollkommen rechtmäßig und vernünftig finden werden, daß ein Mann mit meinem frühern Leben sich verheirathet, wie

ich es thue; viel mehr noch, der Familie Albinens selbst ist nach den von ihr bei den empfehlungswerthesten Leuten eingezogenen Erkundigungen meine Vergangenheit nicht unbekannt, denn, ohne von der Zahl und dem Namen meiner Mätressen unterrichtet zu sein, weiß sie wenigstens, daß ich viel, vielleicht zu viel geliebt habe, und das beruhigt diese Familie; sie sieht darin mit Recht ein Pfand der Sicherheit für die Zukunft ihrer Tochter.

Ich irre mich daher nicht, wenn ich sage, daß die moralische Stellung der Frauen ganz verschieden von der der Männer ist; was unserem Rufe als Mann von Welt schmeicheln könnte, würde tödtlich für den ihrigen sein.

Ich habe mir daher durchaus keinen Vorwurf zu machen, keine Bedenklichkeit zu empfinden, indem ich ein junges Mädchen heirathe, dessen Herz frei und rein von jeder Liebe ist, ich, dessen Herz durch alle Trunkenheiten der Seele und der Sinne abgestumpft ist.

Ich fordere daher den strengsten von allen Männern heraus, mein Verfahren zu tadeln, das in allen Punkten mit den Gebräuchen, mit den Sitten, dem Gesetze und der Religion übereinstimmt, denn ich wüßte nicht, daß der bürgerliche Beamte oder der Priester sich jemals weigern eine Verbindung zu bestätigen, weil der Bräutigam mehr oder weniger Mätressen gehabt hat.

Und dem muß so sein; denn sonst würden wir in eine entsetzliche Auflösung der Sitten, in den wilden

Zustand verfallen; nehmen wir den Fall an, daß die verliebten Schwächen der Frau, vor ihrer Verheirathung, ebenso gleichgültig angesehen würden, wie das Liebesglück des Junggesellen: wohin würden wir dann gelangen? Geraden Weges nach Otaheite.

Nein, nein, Gott sei Dank, es gibt durchaus keine Gleichheit zwischen der Moral, welche die Aufführung der Frau regelt, und der Moral von uns Männern ...

. . . .

Nach diesen Betrachtungen, welche nicht allein meine Ueberzeugung bestärkt, sondern die mir außerdem den Maßstab meiner Rechte gegeben haben, habe ich die Vergangenheit geschlossen, indem ich folgende Briefe an meine beiden letzten Mätressen schrieb, um auf eine rechtschaffene Weise in das eheliche Leben einzutreten und jedes andere Band zu brechen.

»Meine liebe Eulalie, Sie wunderten sich über mein langes Schweigen. Hier ist die Ursache davon: Ich verheirathe mich.

»Ich ziehe es vor Ihnen ohne Umschweife, ohne Vorsichtsmaßregeln und auch ohne Entschuldigungen die Wahrheit zu sagen.

»Ich kenne die Festigkeit Ihres Charakters, die Richtigkeit Ihres Verstandes, ich bin daher überzeugt, daß mein Verfahren mir keinen Vorwurf von Ihrer Seite zuziehen wird.

»Auf jede Weise mußte unsere nun seit bald achtzehn Monaten bestehende Verbindung, bald

ihrem Ende nahe sein; Sie hätten mich verlassen, um einen andern Geliebten anzunehmen, oder um sich ganz Ihrem Gatten und Ihrer Tochter zu widmen; ich würde Ihren Entschluß angenommen haben ohne mich zu beklagen . . . ich sage nicht ohne Bedauern und ohne Kummer.

»Und dann endlich bin ich zu einem Alter gelangt, in welchem die Zukunft sich feststellen und sich auf eine dauerhafte Weise zeigen muß. Seit langer Zeit fühle ich das Bedürfniß eines ruhigen und regelmäßigen Lebens; die Erkaltung, über welche Sie sich in der letzten Zeit oft beklagten, hatte keinen andern Grund.

»Ich wünsche mir Glück, daß die Gesundheit Ihrer Tochter Sie nöthigte nach Vichy zu gehen: es wird mir weniger schmerzlich sein Ihnen meinen Entschluß zu schreiben, als Ihnen denselben mündlich mitzutheilen. Ihre Abwesenheit wird auf diese Weise zum Uebergange unseres Bruches gedient haben . . .

»Leben Sie wohl und auf immer, leben Sie wohl, meine liebe Eulalie; ich habe heute Abend Alles verbrannt, sein Sie ohne Besorgniß, wie Sie wissen, kann man sich auf mein Wort verlassen. . . . Dieser letzte Brief wird Ihnen wie immer unter dem Umschlage Ihrer Kammerfrau zukommen; antworten Sie mir nicht, ich bitte Sie, denn wenn Sie dieses lesen, werde ich verheirathet . . . und

fern von Paris sein, das ich verlasse. Sie werden außerdem begreifen, daß ein Brief von Ihnen, da er sich verirren kann, Gefahr laufen würde Unruhe oder Mißtrauen in einer Verbindung zu erregen, welche die Ruhe und das Glück meines Lebens sichern soll.

»Immer der Ihrige, selbst wenn —

»F. D.«

Außer dieser wirklichen Mätresse, wie man sagt, hatte ich seit einiger Zeit ein reizendes kleines Mädchen ihrem Parfümerieladen entführt, deren schelmische Miene, lockender Busen und besonders prachtvolle rothe Haare die letzte Laune meiner sterbenden Jugend gewesen waren.

Ich schrieb folgenden zweiten Brief an Mademoiselle Mariette Hubert:

»Liebes Kind, Du wirst inliegend sechs Billette von tausend Franken finden; ich überlasse Dir ein hübsches Mobiliar, Silberzeug und Schmuck; füge dem einen guten Lebenswandel hinzu, und Du wirst ruhig bessere Zeiten abwarten können.

»Gründe, welche Dir zu erklären unnöthig ist, nöthigen mich Dich zu verlassen und Dir die Freiheit wiederzugeben, so viel Glückliche als möglich zu machen ... Wenn Du vernünftig bist, ... wenn Du nicht strebst mich zu sehen, so kannst Du auf ein neues Andenken von mir (sechs andere Billette von tausend Franken) in kurzer Zeit rech-

nen . . . Wenn Du dagegen versuchtest mich wiederzusehen, so nehme ich Dir das Mobiliar (der Miethvertrag lautet auf meinen Namen), und niemals wirst Du von mir sprechen hören.

»Ergreife daher das beste Theil, nämlich Das zu sein, was Du immer gewesen bist, ein gutes kleines Mädchen, und Alles wird auf das Beste gehen.

»Lebe wohl, liebes Kind.

»F. D.«

. . . .

Acht Tage nach dieser Aschermittwoch war ich mit Albine Chevrier verheirathet.

III. Capitel.

September 1828.

Seit gestern . . . bin ich verheirathet.

Ich finde es für die Gegenwart und für die Zukunft sehr nützlich, dieses während meines Junggesellenlebens angefangene Tagebuch fortzusetzen.

Man darf es sich nicht verhehlen, daß, so groß das verdiente Vertrauen auch sein mag, welches man zu seiner Frau hat, es immer gut ist, so viel als möglich alle ihre Handlungen, alle ihre Gedanken zu wissen, und sie bis auf den Grund zu durchschauen, und unser Betragen nach dem ihrigen einzurichten.

Diese gründliche Kenntniß des Lebens einer Frau kann man nur durch eine beständige und genaue Beobachtung erlangen. Wenn nun aber der Beobachter, so aufmerksam er auch sein mag, sich auf sein Gedächtniß allein verläßt, so werden seine Bemerkungen von heute, oder seine Eindrücke von gestern, morgen vergessen oder

in seinem Geiste verschmolzen sein; während, wenn man im Gegentheile unmittelbar die Dinge niederschreibt, von denen man überrascht wird, diese Erinnerungen, wie ebenso viele Gedenkzeichen aufgestellt, uns zu einer gewissen Zeit zum leitenden Faden dienen, um die Wahrheit zu entdecken, wenn es in unserem Interesse liegt sie kennen zu lernen.

Fast immer erklären sich die Geheimnisse der Gegenwart durch die Kenntniß der Vergangenheit; ich werde daher auch, indem ich mittelst meines Memorandum von den Wirkungen zu den Ursachen zurückgehe, es wie die Seeleute machen, welche mittelst ihres Logbuches, in welchem alle während der Reise gesammelten Beobachtungen niedergeschrieben sind, sich immer eine genaue Rechenschaft über ihre gegenwärtige Lage ablegen.

Dieses, vor zwei Jahren zu einem Zwecke des Vergleiches und eitler Neugierde angefangene Memorandum soll also das vade mecum, oder, wie die Seeleute sagen, das Logbuch meines ehelichen Lebens sein; es ist also für mich eine dringende Pflicht es fortzusetzen.

. . . .

Gestern Abend, nach einem langen und unerträglichen Mittagsessen, dem vorletzten Acte eines Hochzeitstages, kam Albine, von ihrer Mutter begleitet, ihre erste Nacht bei mir zuzubringen. Heute Morgen

um zwölf Uhr werden wir nach meinem Gute in der Provinz Berry abreisen.

Nachdem sie ihre Tochter zum letzten Mal umarmt hatte, führte Madame Chevrier, meine Schwiegermutter, sie in das Hochzeitszimmer und ließ sie darin, wo ich bald zu ihr kommen sollte.

Ich habe sogenannte Philosophen sich über Folgendes empören hören: »Daß es nämlich eine der abscheulichen Folgen der Convenienzheirathen (welche am Ende die Mehrzahl der ehelichen Verbindungen bilden) wäre, plötzlich in die Arme eines Mannes ein junges Mädchen zu werfen, das einen Tag, eine Stunde vor dieser gezwungenen Hingebung ihrer ganzen Person, den Grundsätzen ihrer Erziehung gemäß, kaum ihre Blicke auf demselben Manne verweilen zu lassen wagte.«

Die genannten Philosophen sehen in dieser plötzlichen Schließung der Ehe eine Grausamkeit und eine empörende Unzucht; sie schildern die Keuschheit eines jungen Mädchens, das aufgeregt, zitternd, voll Angst, oft voll Schrecken bei dem Gedanken ist, daß der Schleier der Keuschheit, mit dem sie sich selbst vor den Augen einer Schwester oder Gespielin umgab, auf eine grobe Weise im Namen seines Gattenrechtes von einem beinahe unbekannten Manne zerrissen werden wird.

Aus diesen, von ihnen angedeuteten Abscheulichkeiten schließen die genannten Philosophen und behaupten, daß viele Frauen von ihrer Hochzeitsnacht an gegen ihren Gatten eine Abneigung, einen Ekel und sogar

einen unüberwindlichen Widerwillen empfinden, und daß dies oft die Ursache zu dem Ehebruch ist, welche so viele Ehen entehrt.

Nach meiner Meinung urtheilen diese Philosophen wie . . . Philosophen . . .

Die Ehe ist durchaus kein Band oder kein Vorwand zu verliebten Freuden. Sie ist ein Band und ein Vorwand zu strengen Pflichten und Opfern, besonders von Seiten der Frau: ein Beweis davon ist die Mutterschaft, welche nur mitten in gräßlichen Schmerzen in Erfüllung geht, und die eine beständige Selbstverleugnung erheischt.

Ich wundere mich daher nicht, ich wünsche mir fast Glück zu der finstern Empörung, welche Albine mir heute Morgen durch ein trauriges und verächtliches Schweigen bezeugte, als ich sie verlassen habe. Nach ihrer schmerzlichen Verlegenheit, ihrer stummen Verzweiflung zu urtheilen, hätte man sagen können, daß sie mir eine schändliche Beleidigung vorzuwerfen habe; aber wenn sie diesen vorübergehenden Groll vergessen hat, so wird sie in mir nur noch den Freund, nur noch den Bruder, nur noch den ernsten Gefährten ihres ernsten Lebens sehen. Mein Zweck wird erreicht sein, und ihre Beschäftigungen als Herrin vom Hause, die Pflege, welche sie mir widmen wird, ihre häufigen Andachtsübungen werden aus ihr die vernünftigste, die rechtschaffenste Frau von der Welt machen.

. . . .

Die Klugheit und meine Frauenkenntniß haben mir eine dem Anscheine nach sehr unnütze, und dennoch sehr wichtige Maßregel gerathen. Ich habe Albinen eine von mir gewählte und erprobte Kammerfrau gegeben: sie heißt Madame Claude. Sie hat immer in vortrefflichen Häusern gedient, unter andern bei der Frau Herzogin von ***, einer ehemaligen Geliebten von mir, wo ich sie kennen gelernt und gewürdigt habe; sie ist fünf und vierzig Jahre alt; sie ist sehr häßlich, sehr interessirt, aber ebenso geschmeidig als einschmeichelnd und schlau. Vor acht Tagen wußte sie es dahin zu bringen, von Albinen und von ihrer Mutter angenommen zu werden. Wohl verstanden, hielt man mich für diesem Schritte ganz fremd, der im Voraus zwischen mir und Madame Claude verabredet worden war; um mein Spiel besser zu verbergen, schien ich daher auch wenig entzückt über die Wahl Albinens, indem ich mich über das Alter und über das widerwärtige Gesicht ihrer neuen Kammerfrau äußerte, worauf Madame Chevrier mir vernünftig und zur großen Zufriedenheit ihrer Tochter antwortete, daß man mehr Vertrauen zu einer Kammerfrau von einem reifen Alter und von einem wenig anziehenden Aeußern haben müsse, als zu einem hübschen Mädchen, die oft unbesonnen und geneigt wäre sich Schmeicheleien sagen zu lassen; ich schien diesen Gründen nachzugeben, indem ich zugleich fortfuhr eine große Kälte gegen Madame Claude, mein ergebenes Geschöpf, zu zeigen.

Ich habe so viele Kammerfrauen in dem Besitze der Liebesgeheimnisse ihrer Gebieterinen gesehen; diese Mitschuld (obgleich sie ihre Gefahren hat) ebnet so viele Schwierigkeiten, erlaubt so vieles Geheimniß, und trägt endlich so sehr zu der thörichten Verblendung des Gatten bei, daß ich eine hohe Klugheit zeigte, indem ich Madame Claude in den Dienst meiner Frau treten ließ.

Zuverlässig bin ich weit davon entfernt, Albine für fähig zu halten mich jemals zu betrügen; ohne dieses Vertrauen zu ihr würde ich sie nicht geheirathet haben. Wir werden auf dem Lande, in einer fast gänzlichen Einsamkeit leben.

Ich beobachte fleißig, und ich glaube nicht, jemals von einer Frau verrathen worden zu sein, so listig, so betrügerisch sie auch sein mochte, ohne den Verrath vorausgesehen oder errathen zu haben; aber am Ende ist es aus tausend Gründen immer besser, in die häusliche Vertraulichkeit meiner Frau Jemand zu ziehen, der mir ergeben ist; dann wird Albine mit ihrer bürgerlichen Erziehung, (über die ich entzückt bin) ziemlich vertraut mit ihrer Kammerfrau werden: die Absonderung, in welcher wir leben, wird diese Vertraulichkeit nothwendig noch vermehren. Nun aber ist Madame Claude so einschmeichelnd, daß nicht ein Monat vergehen wird, ohne das unumschränkte Vertrauen ihrer Gebieterin gewonnen zu haben.

Ich werde zum Haushofmeister und zum vertrauten

Diener meinen Kammerdiener Dupin haben, einen verständigen, sichern, verschwiegenen Mann, der seit zehn Jahren in meinem Dienste ist, während welcher er mir Beweise der unumschränktesten Ergebenheit gegeben hat; er und Madame Claude werden die andere Dienerschaft beaufsichtigen, die nicht zu unserem persönlichen Dienste gehört.

Ich zweifle nicht an der Zukunft, ich bin gewiß durch die Art und Weise, wie ich die Ehe verstehe, das Glück in dieser Verbindung zu finden; wenn es aber dennoch anders sein sollte, so werde ich, indem ich diese Zeilen, und die, welche ich von Neuem schreiben werde, wieder durchlese, wenigstens das Bewußtsein haben, alle die weise Vorsicht, alle die klugen Maßregeln getroffen zu haben, welche die Lebenserfahrung und die Frauenkenntniß einem Manne eingeben können.

. . . .

Orleans. — September 1828.

Heute Morgen sind wir von Paris abgereist, Albine und ich in meinem Reisecoupé, Dupin und Madame Claude in dem hintern Cabriolet. Ich habe soeben meine Frau in das eine der beiden Zimmer geführt, das ich in dem Wirthshause verlangt habe. Ich bin jetzt allein.

Sammeln wir die Erinnerungen dieses Tages genau; sie sind interessant und bedeutsam.

Herr und Madame Chevrier sind heute Morgen zum Frühstücke zu mir gekommen, um Abschied von ihrer

Tochter zu nehmen; sie bestanden nochmals sehr herzlich auf ihrem Wunsche nächstens zu uns nach la Riballière zu kommen; ich habe mich nicht weniger herzlich gegen ihr Verlangen gesträubt, indem ich über alle Maßen den Verfall des Schlosses einwarf und übertrieb, wobei ich versicherte, daß meine Frau und ich kaum zwei bequeme Zimmer haben würden, bis die Wohnung neu möblirt wäre.

Obgleich annehmbar, ist die Entschuldigung dennoch nur mit großer Mühe angenommen worden; mein alberner Schwiegervater erinnerte, indem er den Landmann, den Soldaten spielte, mit wichtiger Miene daran, daß er zur Zeit des preußischen Feldzuges im Jahre 1812 der Armee als Generalproviantmeister gefolgt wäre, und sprach davon gleichviel wo zu bivouakiren; während meine liebe Schwiegermutter, nicht weniger heldenmüthig (sie war während des Krieges zu ihrem Gatten nach Breslau gegangen), sich mit der geringsten Dachstube begnügen sollte. Ich habe mich auf meine freundschaftliche Achtung gestützt, welche mir um keinen Preis erlauben würde die Eltern meiner Frau auf eine ihrer unwürdige Weise zu empfangen; ich wäre daher auch fest entschlossen ihnen die Ehren von la Riballière erst dann zu erzeigen, wenn sie auf anständige Weise dort logirt werden könnten.

Während des Frühstückes ist Albine finster und schweigsam gewesen, ihre Augen flohen die meinigen; zwei

oder drei Male habe ich bemerkt, daß sie ihre Thränen unterdrückte, die bereit waren zu fließen.

Um elf Uhr gab das Stampfen der Postpferde, die in den Hof kamen, das Signal zum Abschiede. Er war zwischen Albinen, ihrer Mutter und ihrem Vater Das, was er immer ist, mit Thränen, Umarmungen, Betheuerungen der Liebe und Versprechungen, sich zu schreiben und sich sobald als möglich wiederzusehen, untermischt. Ich gestehe, daß ich bei Weitem weniger Rührung als Ungeduld empfand, das Ende dieses Auftrittes zu sehen, und mich im freien Besitze meiner Frau zu fühlen.

Nach Verlauf von zehn Minuten schloß sich Gott sei Dank der Schlag des Wagens hinter uns, und Dupin, der auf seinen Sitz stieg, sagte zu den Postillons: Straße nach Orleans, fünfzig Sous Trinkgeld ... und tüchtig gefahren!

Die vier Pferde brachen rasch auf, Albine neigte sich noch ein Mal aus dem Schlage, um mit der Geberde einen letzten Abschied an ihren Vater und ihre Mutter zu richten; hierauf warf sie sich in den Hintergrund des Wagens zurück, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht in ihr Taschentuch verbarg.

Auf diese Weise habe ich Dich verlassen, Paris! Dich, das so lange der Mittelpunkt meiner Vergnügungen, die goldene Stadt meiner Jugend gewesen ist, ich verlasse Dich für immer und ohne Bedauern, ebenso wie der Schauspieler, der die Abnahme seines

Talentes fühlt, klüglich die Bühne verläßt, auf der er lange geglänzt hat.

. . . .

Albine weinte immer noch, ich überließ sie ihrem Schweigen und ihren Thränen bis zu unserer zweiten Station.

Ich war auf den Kummer gefaßt, ich wollte ihn sich ergießen und sich abstumpfen lassen.

Die Trennung mußte ohne Zweifel schmerzlich für meine Frau sein, obgleich ihr Vater und ihre Mutter nicht zu jenen Vätern und Müttern gehörten, welche eine rechtmäßige Vergötterung einflößen; es fand zwischen ihrer Tochter und ihnen jener Austausch alltäglicher Zärtlichkeit statt, die eher aus der Erziehung und der Gewohnheit, als aus jener innigen Liebe hervorgeht, welche durch eine zugleich verständige und leidenschaftliche Zärtlichkeit, oder durch jene erhabene Aufopferung begründet ist, welche die Familiengefühle zuweilen so hoch erhebt.

Außerdem verwickelte sich der Kummer Albinens mit ihrem mannichfachen Grolle gegen mich in Bezug auf unsere Hochzeitsnacht. Vor unserer Abreise hatte ich Zeit gehabt Madame Claude zu fragen, was sie auf den Zügen oder in der Sprache ihrer Gebieterin während der Zeit beobachtet habe, welche ihr Dienst sie allein bei meiner Frau zurückgehalten hatte.

Die Antwort der Madame Claude war folgende:

»Als ich zu Madame eintrat, war sie im Schlafrocke,

in einem Sessel sitzend, ihre Ellbogen auf ihre Knie, ihre Stirn in ihre Hände gestützt, regungslos wie eine Statue: sie rührte sich nicht, als sie mich sah.

»— Will Madame sich ankleiden? — sagte ich zu ihr. — Ich erlaube mir Madame daran zu erinnern, daß sie um elf Uhr abreisen soll, und daß es bereits neun Uhr ist.

»Madame schien mich nicht zu hören, denn sie antwortete lange nicht; dann sagte sie zu mir, als ob sie plötzlich erwacht wäre:

»— Meine gute Madame Claude, haben Sie etwa eine Tochter?

»— Ich glaubte Madame bereits gesagt zu haben, daß ich Wittwe und ohne Kinder bin ...

»— Um so besser, meine liebe Madame Claude, denn wenn Sie eine Tochter gehabt hätten ... so würden Sie sie ohne Zweifel verheirathet haben?

»— Ja, Madame, denn nach Madame zu urtheilen, ... ist die Ehe ein Glück ...

»— Gewiß, Madame Claude, — antwortete mir Madame mit einem so traurigen Lächeln, von dem ich dem Herrn keinen Begriff zu geben vermag. — Gewiß, sie ist das Glück ...

»Und bis zu dem Augenblicke, wo die Mutter von Madame in das Zimmer trat, in welchem sie alle Beide allein blieben, sagte mir Madame kein Wort; während ich sie ankleidete, war sie wie närrisch, sie schien nicht in einem natürlichen Zustande; ich wagte daher auch

nicht, sie anzureden, aus Furcht sie zu belästigen und ihr Mißtrauen gegen mich zu erregen.«

Dieser Bericht der Madame Claude hat meine Voraussichten und meine Hoffaungen bestätigt; Albine wird von nun an einen Schauder vor der sinnlichen Seite der Ehe haben. Ich ging von dieser Ueberzeugung aus, um mit meiner Frau folgende Unterredung zu haben, als ich zwei Stunden nach unserer Abreise von Paris das Schweigen brach, das wir bis dahin beobachtet hatten.

IV. Capitel.

Unsere Unterhaltung war folgende:

— Meine liebe Albine, — sagte ich zu meiner Frau, — ich begreife so sehr den Kummer, welchen Ihnen die erste Trennung von Ihren vortrefflichen Eltern verursachen muß ... daß ich seit unserer Abreise Ihre traurigen Gedanken zu unterbrechen weder wollte noch wagte.

Albine: — Ich danke Ihnen für Ihr Zartgefühl ... mein Herr ...

Ich: — Mein Herr? ... Das klingt sehr steif, meine liebe Albine ...

Albine: — Ich nannte Sie gestern nicht anders ... Es ist nicht meine Schuld ... Es ist mir unmöglich mich so schnell zu gewöhnen ...

Ich: — Ich erkläre mir Ihre Zurückhaltung vollkommen, meine liebe Freundin; ... erlauben Sie mir nur sie nicht nachzuahmen, und Sie ebenso Madame nennen zu müssen.

Albine, mit einem bittern Lächeln, nach einem Augenblicke des Schweigens: — Ich erlaube! Das ist ein Scherz, mein Herr? Außerdem, nennen Sie mich wie Sie wollen.

Ich: — Ich habe so viel Freundschaft für Sie, liebe Albine, daß ich den Grund Ihres Gedankens errathe.

Albine: — Um so schlimmer für Sie, mein Herr.

Ich: — Noch vorgestern, ohne mehr an mich gewöhnt zu sein, nannten Sie mich Herr Ferdinand; Sie schienen zufrieden; wir sprachen in vollem Vertrauen von unseren Plänen, und, mit Ausnahme des sehr natürlichen Kummers, den Ihnen der Gedanke einflößen mußte Ihre theuren Eltern zu verlassen, schien Ihnen diese Reise, welche wir jetzt machen, nicht zu mißfallen?

Albine: — Es ist wahr, mein Herr; ... aber vorgestern ...

Ich: — Vorgestern ... war ich nur Ihr Freund, und heute bin ich Ihr Gatte ... Das ist mein Verbrechen, nicht wahr? Sie antworten mir nicht? Ich habe richtig gerathen ... Wohlan! ich verspreche Ihnen, daß heute Abend, in dem Wirthshause wie bei Ihnen zu Hause, unsere Zimmer, obgleich benachbart, von nun an getrennt sein werden ...

Meine Frau hatte mich schweigend angehört, den Kopf unter ihren Schleier gesenkt, den sie plötzlich herabgeschlagen hatte, ohne Zweifel um mir ihre Verlegenheit und ihre schmerzliche Verwirrung zu verbergen; aber als ich ihr versprochen hatte, daß in Zukunft un=

sere Zimmer getrennt sein würden, erbebte sie und erhob den Kopf wieder; der finstere und bittere Ausdruck, der bis dahin ihre Züge zusammengezogen hatte, verschwand allmälig, und sie sagte mit leicht angegriffener Stimme zu mir:

— Sie versprechen mir, daß unsere Zimmer immer getrennt sein werden?

Ich: — Ich schwöre es Ihnen.

Albine: — Daß Sie niemals ... des Nachts zu mir eintreten werden?

Ich: — Niemals.

Albine: — Bedenken Sie Ihr Versprechen; denn, ich schwöre es Ihnen gleichfalls, ich würde mir eher das Leben nehmen!

Ich: — Ich beschwöre Sie, trauen Sie meinem Worte.

Albine, nach einem langen Schweigen: — Dann werde ich mich bemühen zu vergessen...

Ich: — Und Sie werden vergessen, liebe Albine; Ihr Groll gegen mich wird nur vorübergehend sein. Ich beschwöre Sie gleichfalls darum. Lassen Sie mich hoffen, daß der aufrichtigste Freund, daß der ergebenste Bruder Ihnen den Gatten, kurz ... den Mann vergessen lassen werden.

Albine, mit rührender Stimme: — Sie haben mir versprochen mir in Zukunft die grausame Verlegenheit zu ersparen, welche mir eine solche Unterhaltung verursacht ... Halten Sie Ihr Wort, und ich

werde mich bemühen Ihnen meine Dankbarkeit nach besten Kräften zu beweisen.

Ich: — Ich schwöre Ihnen mein Wort zu halten.

Albine: — Ich glaube Ihnen; ich habe das Bedürfniß Ihnen zu glauben, denn ich fühle mich zum Tode traurig. (Weinend) O! ja . . . zum Sterben traurig.

Ich: — Ich bitte, beruhigen Sie sich. Warum diese Thränen?

Albine: — Ich habe Ihnen versprochen dankbar zu sein. Ich beweise es Ihnen bereits dadurch, daß ich meine Thränen nicht zu verbergen suche.

Ich: — In der That, Nichts gefällt mir mehr als Aufrichtigkeit. Aber, noch ein Mal, meine liebe Freundin, woher kommt diese unendliche Traurigkeit? Ich spreche nicht von Ihrem Bedauern Ihre Eltern zu verlassen; es ist ebenso rechtmäßig als ehrenvoll für Ihr Herz.

Albine: — Es ist daher auch nicht diese Trennung allein, welche mich niederbeugt.

Ich: — Was ist es denn sonst? Die letzten Tage schienen Sie zufrieden mit unserer Reise.

Albine: — Das ist wahr, ... und jetzt ...

Ich: — Jetzt?

Albine, Thränen in den Augen und indem sie sich mit gefalteten Händen an mich wendet: — Herr Ferdinand, ich bitte Sie inständigst, sein Sie gut gegen mich; ich fühle mich so

allein ... so abgesondert ... seitdem ich meinen Vater und meine Mutter verlassen habe.

Ich: — Bin ich nicht da ... bei Ihnen?

Albine: — Ja ... aber ich kenne Sie so wenig ...

Ich: — Ich habe Sie doch länger als einen ganzen Monat fast täglich in Ihrem Hause gesehen.

Albine: — Aber immer in Gegenwart meiner Eltern; ... dann endlich, und das ist ganz natürlich, sagten Sie nur, was Sie sagen wollten; vielleicht ist es auch Mangel an Scharfblick von meiner Seite oder gewohnte Verschlossenheit bei Ihnen; aber ich bin jetzt Ihre Frau, mein Leben ist für immer an das Ihrige gefesselt, Sie können mit mir machen, was Sie wollen, denn ich bin ohne Vertheidigung, und ich fühle mich bei Ihnen wie bei einem Fremden ...

Ich: — Sprechen wir offenherzig; sollten Sie sich seit vierzehn Tagen nicht an den Gedanken dieser Reise, dieser Absonderung, wie Sie sagen, gewöhnt haben?

Albine: — Was soll ich sagen? ... Ich war wenigstens noch in meiner Familie, und dann meine Unkenntniß des Ortes selbst, wo wir uns auf zwei Monate niederlassen werden; denn wir reisen doch nur auf zwei Monate ab, nicht wahr, Herr Ferdinand? Gewiß?

Ich: — Ohne Zweifel ... ohne Zweifel ... Aber fahren Sie fort.

Albine: — Wohlan, ich war neugierig das Schloß zu sehen, wohin wir uns begeben; aber heute fühle

ich mich unendlich traurig ... Ich bin wie Jemand, der geht ... ohne zu wissen, wohin er geht.

Ich: — Ich will es Ihnen sagen, liebe Albine, denn ich begreife vollkommen diese Besorgniß, von der Sie bewegt sind ... Sehen Sie mit wenigen Worten, wohin Sie gehen; mit anderen Ausdrücken, hier ist, was Ihr tägliches Leben sein wird, ... und sobald Sie einmal das wissen, so werden Sie unser gemeinsames Leben von einem Ende bis zu dem andern übersehen können, denn es wird bis an sein Ende so sein, wie ich es Ihnen schildern werde.

Albine: — Sprechen Sie, Herr Ferdinand.

Ich: — Was die Beschreibung des Schlosses anbelangt, so ist sie unnöthig, Sie werden es sehen; es ist ein sehr schöner, sehr pittoresker, sehr gesunder Ort; sein Inneres von einem ein wenig ernsten Anblicke, denn es ist nach der alten Mode möblirt, wie es zu der Zeit meiner Großmutter war; aber wenn Sie es wünschen, so wird es ganz auf moderne Weise neu möblirt werden. Was das Leben betrifft, das wir dort führen werden, so ist es folgendes: ich werde Schlag acht Uhr aufstehen, denn man hat mir vor Allem ein außerordentlich regelmäßiges Leben verordnet.

Albine: — Man hat Ihnen das verordnet?

Ich: — Ja ... die Aerzte.

Albine: — Sie sind also krank, Herr Ferdinand?

Ich: — Nicht gerade krank, meine liebe Albine,

aber ich habe von meiner armen Mutter eine ziemlich schwächliche Gesundheit geerbt; . . . ich bedarf der größten Pflege, große Schonung, . . . und für die Pflege . . . rechne ich auf Ihre Anhänglichkeit, meine liebe Albine.

Albine: — Ich werde meine Pflicht thun.

Ich: — Ich werde also Schlag acht Uhr aufstehen . . . Ich soll jeden Morgen eine Tasse Eselsmilch trinken, und sie würde mir heilsamer scheinen, wenn ich sie aus Ihrer lieben Hand erhielte.

Albine: — Das wird so geschehen, wie Sie es wünschen.

Ich: — Sie sind gütig, ich danke; nach meiner Eselsmilch werde ich eine halbe Stunde liegen bleiben, dann werde ich, je nach dem Wetter, entweder bis zum Frühstücke spazieren gehen, oder ich werde mich mit meinem Verwalter über meine Geschäfte unterhalten; während dieser Zeit werden Sie, wenn Sie mir folgen wollen, liebe Freundin, täglich eine stille Messe in der Kirche des Dorfes hören, worauf Sie den verschiedenen Diensten unseres Hauses einen Blick widmen werden.

Albine: — Täglich eine stille Messe?

Ich: — Nichts ist leichter und bequemer; wenn die Kapelle gebaut sein wird, so werden Sie sich in gerader Richtung durch ihr Betzimmer dorthin begeben, bis dahin wird man Sie im Wagen nach der Kirche fahren, es sei denn, daß Sie bei schönem Wetter es vorziehen sollten, zu Fuße dorthin zu gehen.

Albine: — Ich spreche nicht von der größern oder geringern Leichtigkeit in die Kirche zu gehen, Herr Ferdinand, aber es scheint mir hinlänglich alle Sonntage in die Messe zu gehen, wie Jedermann es thut.

Ich: — Meine liebe Albine, glauben Sie mir, man kann die Andachtsübungen nicht zu sehr vervielfältigen; außer daß man aus ihnen täglich neue Kräfte zur Erfüllung seiner Pflichten schöpft, ist es noch ein vortreffliches Beispiel für ein Haus, für die Nachbarschaft, und endlich, wenn ich von mir sprechen darf, so lege ich, wohl verstanden in Ihrem Interesse, die größte Wichtigkeit darauf, daß Ihr Leben exemplarisch religiös ist. Um elf Uhr werden wir frühstücken. Nach dem Frühstücke beschäftige ich mich wieder mit meinen Ackerbauangelegenheiten, denen ich eine große Ausdehnung geben will; um vier Uhr werden wir einen größern Spaziergang zu Fuße oder zu Wagen, je nach Ihrem Geschmacke machen; dann kehren wir um sieben Uhr zum Mittagsessen zurück; nach dem Mittagsessen werden Sie so gütig sein mir einige Zeitungen vorzulesen; dann, indem wir dabei den Thee trinken, werden wir bis um zehn Uhr eine kleine Partie Billard spielen; das ist eine angenehme und heilsame Bewegung, welche man mir gleichfalls, nach der Ruhe des Abends, anempfohlen hat; endlich, Schlag zehn Uhr, führe ich Sie nach Ihrem Zimmer, und ich kehre in das meinige zurück . . . Das ist, meine liebe Freundin, mit Ausnahme einiger in unserer Lebensweise

durch die Jahreszeiten oder die Zeit der Jagd, von der ich ein leidenschaftlicher Freund bin, der ich mich aber bis zu meiner gänzlichen Herstellung nur mit Mäßigung hingeben darf, herbeigeführte Aenderungen, was unveränderlich unser Leben sein wird . . . Demnach wissen Sie jetzt, wohin Sie gehen, nicht wahr?

Albine: — Ja, Herr Ferdinand . . . Aber das Landleben wird dieses Jahr nur bis spätestens Ende December dauern, nicht wahr? Und nachher, wir sind ja darüber einig, werden wir jährlich wenigstens sieben bis acht Monate in Paris zubringen?

Ich: — Sie lieben Paris also sehr?

Albine: — Oh! sehr. Das ist ganz natürlich, ich habe dort meinen Vater, meine Mutter, und einige Freundinnen der Erziehungsanstalt, und dann endlich ist Paris viel heiterer als das Land.

Ich: — Sie können überzeugt sein, meine liebe Freundin, daß meine Wünsche immer die Ihrigen sein werden. Aber ich möchte mit Ihnen wetten, daß, wenn Sie unser angenehmes und ruhiges Leben von la Riballière gekostet haben werden, Sie nicht einmal mehr von Paris sprechen hören wollen.

Albine: — Herr Ferdinand . . . das glaube ich nicht.

Ich: — Sie werden sehen . . .

Albine: — Ich bin fest überzeugt von Dem, was ich Ihnen sage.

Ich: — Ich könnte Ihnen dafür bürgen, aber ich

wiederhole Ihnen: warten Sie, versuchen Sie, und Sie werden sehen!

Albine: — Wir werden sehen; aber wenn, wie ich nicht daran zweifle, . . . wir sähen, daß ich vorziehe den größten Theil der Zeit in Paris zuzubringen . . . so wird es geschehen. Sie haben es mir versprochen.

Ich: — Zuverlässig . . . es sei denn . . . was glücklicherweise nicht wahrscheinlich ist, es sei denn, daß meine Gesundheit mich in la Riballière zurückhalten sollte, denn die Aerzte haben mir vor Allem das Landleben und die Landluft anempfohlen, . . . und Sie würden, ich bin überzeugt davon, meine Gesundheit nicht wegen einer Reise nach Paris gefährden wollen . . . Und dann endlich, lassen Sie hören: was finden Sie denn so Anziehendes in Ihrem Paris?

Albine: — Ich habe es Ihnen gesagt, ich habe in Paris meine Familie und Freundinnen; dann gibt es dort gar viele Vergnügungen, die ich nicht kenne; wir lebten ziemlich zurückgezogen ... ohne große Zerstreuungen, und, ich gestehe es Ihnen, Herr Ferdinand, ich möchte zum Beispiel sehr gern zuweilen auf den Ball, in die Oper, zu den Italienern gehen, schöne Feste ..... was weiß ich, sehen!!!

Ich! — Ach! meine liebe Freundin, Sie haben sehr Recht zu sagen: — Was weiß ich! denn Sie würden Niemand um alle diese Vergnügungen beneiden, wenn Sie wüßten, wie eitel und langweilig sie sind.

Albine: — Um die Eitelkeit derselben zu fühlen, müßte ich sie wenigstens kennen lernen ...

Ich: — Aber ich kenne sie, ich, meine arme Freundin, ich kenne sie zu gut, und ich kann Ihnen auch davon sprechen; glauben Sie mir, sie verschmähen, heißt sich unangenehme getäuschte Hoffnungen ersparen.

Albine: — Den Ball, die Feste, die Oper, die Gesellschaften! Sie haben diese immer langweilig gefunden, Herr Ferdinand? Lassen Sie hören, die Hand auf das Herz, dies hat Sie niemals unterhalten?

Ich: — Die Enttäuschung ist wenigstens nicht lange ausgeblieben.

Albine: — Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, mir Zeit zu gewähren mich zu enttäuschen.

Ich: — Das lasse ich mir gefallen, ich werde Sie gewarnt haben, ich werde mir keine Vorwürfe zu machen haben.

Albine: — Wohlan, Ihr Versprechen wird mir Muth für die Zeit unseres Aufenthaltes in la Riballière verleihen.

Ich: — Muth um dieses so ruhige und angenehme Leben zu führen!

Albine: — Vielleicht wird es mir so scheinen, ich wünsche es ... ich hoffe es; aber am Ende, bis jetzt ...

Ich: — Bis jetzt?

Albine: — Sie wollen, daß ich offenherzig bin, nicht wahr?

Ich: — Zuverlässig.

Albine: — Wohlan! das Leben, das wir auf Ihrem Schlosse führen werden, scheint mir nicht übermäßig belustigend sein zu können.

Ich: — Was nennen Sie belustigend?

Albine: — Kurz ... wir werden niemals Jemand sehen? Wir werden dort wie die Wölfe leben?

Ich: — Zuvörderst, meine liebe Albine, glaube ich, daß wir vollkommen im Stande sind uns einander zu genügen, aber wir werden gezwungener Weise einige Verbindungen mit der Nachbarschaft unterhalten.

Albine: — Das ist schon Etwas. Sie hatten mir Nichts davon gesagt.

Ich: — Aus einem sehr einfachen Grunde, nämlich weil wir an diese Besuche erst dann denken können, wenn meine Gesundheit vollkommen wiederhergestellt ist; wenn man zu uns kommt, so müßten wir auch zu Anderen gehen, und das würde für mich immer Diätübertretungen herbeiführen, die ich vor Allem vermeiden muß.

Albine: — Dann werden wir unsere Besuche in der Nachbarschaft auf das nächste Jahr verschieben, wenn wir von Paris zurückkommen, nicht wahr, Herr Ferdinand?

Ich: — Ohne Zweifel ... wohlan! liebe Freundin, sind Sie jetzt ein wenig über diese schreckliche Reise beruhigt, die dieses furchtbare Schloßleben zum Zwecke hat?

Albine: — Ja, Herr Ferdinand, ... ich fange an mich daran zu gewöhnen, und dann ... die Vernunft

... Und dann endlich kann das nicht anders sein; ich muß mich also herzhaft darin ergeben, denn was verlange ich am Ende? Glücklich zu sein ohne Ihrem Glücke zu schaden ... Wenn wir dabei Jeder ein wenig von unserer Seite nachgeben, so werden wir unser Leben so gut als möglich einrichten können, nicht wahr?

Ich: — Ohne allen Zweifel.

Albine: — Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um Ihnen in Nichts zuwider zu sein, und wenn ich zuweilen nicht einerlei Meinung mit Ihnen bin, so werden Sie nicht böse, erinnern Sie sich nur, daß ich achtzehn Jahre alt bin, und sein Sie nicht ungehalten auf mich, wenn ich die Neigungen, die Ansichten meines Alters habe. Wenn Sie Etwas an mir zu tadeln haben werden, so setzen Sie mir mit Sanftmuth und Güte Ihre Gründe auseinander, und Sie werden aus mir machen, was Sie wollen, Herr Ferdinand ... Sie sehen, daß ich offenherzig bin, ich überliefere Ihnen mein Geheimniß ...

Ich: — Und ich will Ihnen das meinige überliefern, um nicht gegen Sie zurückzustehen, liebe Albine. Hören Sie auf meinen Rath, er wird immer der Ihres besten, Ihres aufrichtigsten Freundes sein. Sein Sie vor Allem aufrichtig gegen mich, selbst auf die Gefahr hin mir für den Augenblick zu mißfallen, und Sie werden gleichfalls aus mir Alles machen, was Sie wollen. Stimmen Sie damit überein?

Albine: — Ich stimme damit überein, Herr Ferdinand.

Unsere Unterhaltung dauerte in diesem freundschaftlichen Tone bis zu diesem Augenblicke fort. Nach dem Abendessen führte ich meine Frau in ihr Zimmer, und kehrte hierher in das meinige zurück, wo ich diese Zeilen schreibe.

. . . .

Ich las nochmals aufmerksam meine erste ernste Unterhaltung mit Albinen durch; sie ist ganz so, ich habe Nichts vergessen. Kurz, ich bin sehr zufrieden mit meiner Frau, sie ist durchaus so, wie ich sie beurtheilt hatte: viel Sanftmuth, Schüchternheit, wenig Verstand, keinen Willen; denn ich kann dieses den jungen Mädchen natürliche Verlangen auf den Ball, in die Oper u. s. w., u. s. w. zu gehen, kurz, sich zu belustigen, wie die Unschuldigen sagen, nicht für einen Willen halten.

Ich begreife ferner vollkommen, daß das Leben, von dem ich ihr flüchtig ein Bild entworfen habe, ihr auf den ersten Blick langweilig und einförmig scheint; aus dem Gesichtspunkte der Thoren aufgefaßt, welche das Glück in den albernen Vergnügungen der Welt suchen, muß es in der That so scheinen; aber in der Wirklichkeit gibt es für vernünftige Leute kein besseres, für die Seele und den Körper heilsameres Leben, als das, welches meiner Frau vorbehalten ist. Was fehlt ihr? Wird sie nicht ein schönes Schloß, einen köstlichen Park, einen guten Tisch, Pferde und Wagen zu ihrer Ver-

fügung haben? die freie Verfügung von fünf und zwanzig Louisdor monatlich für ihre Launen und ihre Almosen, einen väterlichen Gatten, und die Achtung Aller, wenn sie, wie ich überzeugt bin, dieselbe verdient.

Was die Forderung Albinens betrifft, oft und lange nach Paris zu gehen, so ist es eine junge Mädchenlaune, der ich durchaus nicht verbunden bin meine Gründe der Gesundheit, der Neigung, der Vorliebe zu unterwerfen; aber ich werde nicht nöthig haben mein Veto anzuwenden, um diesen weltlichen Launen ein kurzes Ende zu machen; ich habe die feste Ueberzeugung, daß Albine allmälig und ohne es zu bemerken, dem erstarrenden, erschlaffenden Einflusse dieses ruhigen, wie in einem Kloster geordneten Lebens unterliegen wird. Zuverlässig wird sie noch während der ersten Zeit, und ich rechne darauf, obgleich bereits geschwächt, das Echo der Vergnügungen und der Feste hören, das ihre Jugend sich versprochen hatte; aber allmälig wird sie in eine angenehme und üppige Erstarrung versinken. Sie mag (ich werde darnach streben und es wird mir gelingen) lecker und fromm werden, und vor Ablauf von drei Monaten wird sie kein anderes Leben mehr begreifen als das, welches ihr in diesem Augenblicke die höchste Langeweile scheint.

Und dann wird mein Zweck vollständig erreicht sein; ich werde eine sanfte, gehorsame, zuvorkommende Freundin haben, die glücklich ist meine Neigungen zu theilen; ich werde alles Vertrauen zu meiner Frau

haben können, deren liebenswürdiges und lächelndes Gesicht um mich herum einen Schein von Leben und Jugend verbreiten wird. Endlich wird sie mich hoffentlich die süße Wonne der wahren Vaterschaft kennen lehren, eine in unseren Tagen so seltene Sicherheit; ich werde also meinen letzten Triumph der Eigenliebe genießen, und er wird auf würdige Weise die Erfolge meiner ersten Jugend krönen. Ein wahrhafter Triumph, denn nachdem ich so viele Gatten betrogen habe, werde ich eine junge und hübsche Frau geheirathet haben, und niemals ein betrogener Gatte sein.

. . . .

Ich unterbreche hier die Fortsetzung des Tagebuches, um statt dessen nach der Ordnung des Datums mehrere Briefe meiner Frau einzuschalten.

Wie ich bereits gesagt habe, erhielt ich lange Zeit nach meiner Verheirathung mit Albinen zum ersten Male Kenntniß von einem ziemlich zahlreichen Briefwechsel von ihrer Hand, welcher so zu sagen gleichzeitig mit meinem Tagebuche, aber aus ihrem Gesichtspunkte die verschiedenen Abschnitte unserer Verbindung erzählt.

Diese Briefe vervollständigen auf eine zu grausame Weise die Lehre, welche man vielleicht in dieser büßenden Erzählung finden wird; sie klären zu gut gewisse Thatsachen auf, als daß ich mich nicht mit einer ge-

wissen bitteren Genugthuung darein ergebe, sie diesen Memoiren hinzuzufügen.

Diese Bruchstücke eines Tagebuches, die man gelesen, und die ich nach so vielen Jahren mit einem schmerzlichen Gefühle wieder abschreibe, diese Bruchstücke waren die aufrichtigste Darlegung meiner damaligen Ansichten; ich glaubte fest in gewissenhafter Weise Albinen alle wünschenswerthen, möglichen Aussichten des Glückes zu bieten; meine Täuschung in dieser Beziehung wurde nur durch meine Bestürzung ausgeglichen, als die schreckliche Wirklichkeit mir meinen Irrthum entschleierte.

Hier folgen die Briefe Albinens.

V. Capitel.

Albine an Hermance.

La Riballière, October 1828.

Endlich habe ich das Mittel gefunden Dir zu schreiben. Ich erstickе . . . Mein armes Herz wird sich ergießen können.

Das letzte Mal, wo ich Deine Hand gedrückt und Deine Wange geküßt habe, war der Abend, an welchem ich dieses zum Sterben langweilige Hochzeitsessen verließ, um mich mit meiner Mutter zu meinem Gatten zu begeben.

Hermance, es gibt Dinge, die ich selbst Dir nicht zu sagen vermöchte, ohne vor Scham zu sterben . . . Werde ich es wagen sie Dir zu schreiben?

Ich will es versuchen.

. . . .

Nein, ich habe nicht fortfahren können . . . Soeben ist mir meine Feder aus der Hand gefallen; zwanzig Male habe ich sie wieder genommen, aber vergebens.

. . . .

Und wenn ich bedenke, daß meine Mutter . . . mir es als eine Unanständigkeit vorwarf kurze Aermel tragen zu wollen, . . . und sie zwei Tage vorher zu mir gesagt hatte:

„— Albine, wenn Herr Ferdinand etwa zufällig, indem er mit Dir spricht, Dich bei der Hand nehmen wollte, so leide es nicht . . . Das gehört zu jenen Freiheiten, die nur ein Gatte mit seiner Frau sich erlauben kann . . .“

Ich verstand nicht, was meine Mutter sagen wollte. Nur dachte ich in meinem Innern, diese Anempfehlung wäre unnöthig: ich hatte ebensowenig Lust mich von Herrn Duplessis bei der Hand ergreifen zu lassen, als ich, wie ich Dir geschrieben, Lust hatte ihn zu umarmen.

Jetzt, Hermance, wirst Du mich für sinnlos oder thöricht halten, da ich am Tage nach dieser Nacht mit meinem Gatten nach dem Schlosse abreiste, von wo aus ich Dir schreibe.

Was soll ich nun thun? Ist er nicht mein Herr und Meister, wie mir meine Mutter gesagt hat? Bin ich nicht seine Frau? Muß ich nicht alle Folgen der Verheirathung erdulden, die einzugehen ich die unglückselige Schwäche gehabt habe?

Du erinnerst Dich Dessen, was ich Dir schrieb: »Des Krieges müde, habe ich trotz meiner Ahnungen, trotz meiner Unkenntniß von dem Charakter des Herrn Ferdinand in diese Verbindung gewilligt; es wäre daher sinnlos von mir, wenn ich mich nicht bemühen wollte, den besten Nutzen aus einer am Ende freiwillig von mir angenommenen Stellung zu ziehen . . .«

Wohlan! ich bin immer noch in derselben Stimmung; nachdem mein erster Groll besänftigt, nachdem ich von meiner Mutter erfahren, daß mein Gatte ein Recht ausgeübt habe, sage ich mir, ich kann das Geschehene nicht ändern, ich muß daher versuchen, mich so wenig unangenehm als möglich in dieser Ehe einzurichten, wie man es in einem unbequemen Hause macht, das man die Unvorsichtigkeit gehabt hat zu kaufen.

Diese Ergebung ist das Einzige, was mir übrig bleibt, ich ergreife sie; trotz dieser Ergebung gibt es Etwas, was ich niemals überwinden werde, das ist der Eindruck von Kälte, von unüberwindlichem Widerwillen, den mir die bloße Berührung der Hand des Herrn Duplessis einflößt, wenn er jeden Abend, indem er mich nach meinem Zimmer zurückführt, mir nach englischer Mode als Abschied und gute Nacht die Finger drückt. Du siehst, daß die wenige Lust meinen Gatten zu umarmen sich in einen unüberwindlichen Widerwillen verwandelt hat . . .

Uebertreibung, wirst Du denken?

Nein, denn ich will versuchen Dir einen von den Gründen meines Widerwillens zu erklären. Du wirst es übrigens begreifen.

Erinnerst Du Dich an die Unterlehrerin der Kleinen in der Erziehungsanstalt mit ihren Einsammlungen von Epheublättern während unserer Spaziergänge in dem Walde von Vincennes? »— Pfui, abscheulich . . . wirst Du ausrufen. Sollte Dein Gatte . . . etwa auch . . . Epheublätter nöthig haben? Ha! das wäre zum Ekel.«

— Was willst Du, Hermance; er behauptet, dies wäre seine Gesundheit.

. . . .

Alles ist Glück und Unglück auf dieser Welt, meine arme Freundin; Du wirst Dich daran erinnern, was ich Dir über jene Gatten und Frauen sagte, welche nach dem Begriffe, den ich mir von der Ehe gemacht hatte, mir nicht verheirathet schienen?

Wohlan, ich gehöre zu diesen.

Ach! für mich wie für so viele Andere wird die Ehe nicht das Fest meiner Jugend gewesen sein, von einem Gefährten nach meinem Herzen, meinem Alter und meinen Neigungen gefeiert. Herr Duplessis ist und wird ohne Zweifel für mich immer eine Art von Vormund sein, zu dem ich niemals Vertrauen haben werde. Er hält und muß mich für tausend Male dümmer halten, als ich bin; es liegt mir wenig daran. Uebrigens ist er im Grunde ziemlich gutmüthig und

es ist leicht mit ihm fertig zu werden, so lange als man thut, was er will; ich habe weder den Muth noch die Lust zu kämpfen; ich unterwerfe mich seinem Willen, indem ich von ihm nur verlange mich nicht auf harte Weise zu tadeln, wenn ich von der Linie abweiche, die er mir vorgeschrieben hat. Es ist unter uns verabredet, daß wir gegen Ende des Jahres nach Paris zurückkehren werden, das läßt mich die tödtliche Langeweile meines hiesigen Aufenthaltes mit Geduld ertragen; ich muß Dir aber doch gestehen, daß ich jetzt nur Langeweile empfinde, und das ist ein Fortschritt, denn anfangs fühlte ich Schrecken ... ich übertreibe nicht. Urtheile darüber nach der Erzählung von meiner Ankunft hier.

An diesem Tage fiel ein feiner Staubregen, das Wetter war trübe; wir fuhren in einer endlosen Allee von Kastanienbäumen mit bereits gelb gewordenen Blättern; endlich erblickte ich ein großes Schloß von rothen Backsteinen und Schieferdächern, an dessen Seite sich dicke kleine Thürme von weißen Steinen erhoben; unser Wagen fuhr über eine Brücke, denn das Schloß ist mit Wasser umgeben; wir fuhren in einen Hof, dessen Pflaster fast unter dem Grase verschwand; ein Greis mit weißen Haaren (der Verwalter) erwartete uns unten an der Freitreppe; nachdem wir hinaufgegangen waren, gingen wir durch eine steinerne Vorhalle, dann durch drei oder vier unermeßliche, altmodisch möblirte Zimmer; es war feucht darin und kalt wie in einer Kirche; wir gelangten in ein kleineres und

rundes Zimmer, in welchem sich ein vortreffliches Feuer und eine für das Mittagsessen angerichtete Tafel befand, da Herr Duplessis seinen Koch und andere Dienerschaft vorausgeschickt hatte.

— Wärmen Sie sich die Füße, bis man anrichtet, meine liebe Albine, — sagte er zu mir, — dann werde ich Ihnen den Anblick des Parkes auf der andern Seite des Schlosses sehen lassen; was das Innere betrifft, so müssen Sie bereits erkennen, daß ich Recht hatte Ihnen zu sagen, man müsse Alles wieder neu möbliren. Sobald ich Ihren Geschmack kennen werde, wird man sich daran machen; in zwei Monaten wird die Umgestaltung vollendet sein. Kommen Sie jetzt, liebe Freundin; Sie werden wenigstens zugeben, daß der Park prachtvoll ist.

Der erste Anblick von dieser Wohnung verursachte mir eine so traurige Niedergeschlagenheit, mein Herz war so beklommen, daß ich meinem Gatten kaum einsylbig antwortete. Nachdem wir durch eine zweite Reihe von Zimmern gegangen waren, gingen wir auf eine breite Terrasse mit steinernem Geländer hinaus, welche, wie das Schloß, mit Wasser umgeben war und den Vorbau bildete. Eine auf dieser Terrasse mündende Brücke führte auf einen Rasen, der hier und da mit Gruppen ungeheurer Bäume bedeckt war. Er erstreckte sich, so weit das Auge reichte, und war durch die Krümmungen eines Flusses durchschnitten, dessen Wasser die Terrasse umgeben und die Mauern des Schlosses benetzt hatte. An dem äußersten Ende des Horizontes erblickte man

Hügel und große Wälder. Diese Aussicht war ohne Zweifel grandios, aber sie schien mir fürchterlich traurig. Die Nacht brach herein, und Alles schien mir in einen Herbstnebel gehüllt.

Man kam uns zum Mittagsessen zu rufen. Ich sah Herrn Duplessis zu, wie er aß, dann schützte ich die Ermüdung der Reise vor, um mich in mein Zimmer zurückzuziehen. Mein Gatte führte mich in das, wie er mir sagte, einst von seiner Großmutter bewohnte Zimmer. Sein Zimmer ist von dem meinigen nur durch ein gemeinsames Vorzimmer getrennt; ein Salon befindet sich vor meinem Schlafzimmer. Dieses führt in ein Toilettencabinet, das mit einem für meine Kammerfrau bestimmten Zimmer in Verbindung steht. Ich fühlte mich niedergeschlagen, ich fürchtete mich fast, und dennoch empfand ich das Bedürfniß allein zu sein. Ich schickte meine Kammerfrau fort, um zu Mittag zu essen, setzte mich an das Feuer und brach in Thränen aus.

Als ich recht geweint hatte, blickte ich mit unwillkürlicher Neugierde um mich. Dieses große, von zwei Kerzen schwach erleuchtete Zimmer war mit einem alten indianischen Zitz von weißem Grunde mit carmoisinrothen Zeichnungen behangen, die Chinesen vorstellten, welche mit dem Fischfange beschäftigt waren oder in Palankin spazieren gingen; das Himmelbett, die Vorhänge der beiden großen Fenster mit kleinen Scheiben waren von demselben Stoffe; ein türkischer Teppich be-

deckte den Fußboden, und um dieses Amöblement der alten Zeit zu vervollständigen, sah man über dem kleinen Spiegel des Kamines ein grünes, rosafarbiges und blaues Gemälde, das einen Hirten vorstellte, der vor zwei Hirtinnen und lockigen Lämmern den Dudelsack spielte.

Heute bin ich an mein Zimmer gewöhnt, es gefällt mir gerade wegen seines alterthümlichen Charakters; als ich es aber zum ersten Male bewohnte, vermag ich Dir den Eindruck eisiger Traurigkeit nicht zu schildern, von dem ich ergriffen wurde; es schien mir, ebenso weit von den Gedanken, den Bedürfnissen, den Neigungen meines Alters verbannt zu sein, als diese alten Möbeln fern von den heutigen Moden und Gebräuchen waren.

Ich fühlte mich beklommen, mein Kopf glühte; ich öffnete eines von den Fenstern, es ging auf den Park; der Wind hatte sich erhoben, er jagte dichte Regenwolken, welche vor der bleichen Sichel des Mondes vorüberzogen; ich sah von dem Parke nur die großen Baumgruppen, welche sich schwarz auf dem grauen Himmel zeigten, und den weißen Strom des die Wiese durchschneidenden Flusses.

Dir die herzzerreißenden Gedanken zu schildern, Hermance, welche mir während einer Stunde einfielen, die ich auf meine Fensterlehne gestützt, das Gesicht von Regen gepeitscht zubrachte, Dir das zu sagen, wäre mir unmöglich.

Ich sah mich für immer von der Welt und von den

Meinigen abgesondert, in dieser Einöde verloren; endlich wurde mein Schrecken so groß, daß ich beschloß Herrn Duplessis am folgenden Morgen zu erklären, daß Nichts auf der Welt mich zwingen würde dieses Schloß zu bewohnen, daß ich vor Langerweile und Furcht darin sterben würde, daß ich zu meiner Mutter zurückkehren und meine Ehe brechen wollte, wenn es sein müßte.

Die Rückkehr meiner Kammerfrau nöthigte mich das Fenster zu verlassen; ich entkleidete mich in der Eile, ließ den Riegel meiner Thür vorschieben, und bei dem Scheine des langsam im Kamine erlöschenden Feuers gab ich mich den traurigsten Gedanken bis zu dem Augenblicke hin, wo ich müde zu weinen und zu verzweifeln einschlief.

So war, meine arme Freundin, die erste Nacht, welche ich in diesem Schlosse zubrachte. Am folgenden Morgen drangen bei meinem Erwachen die Strahlen der Sonne durch die Spalten meiner Läden. Ich hörte es zehn Uhr schlagen; die Ruhe, der Schlaf hatten meine Aufregung des vorigen Tages besänftigt. Ich faßte meine Lage kälter ins Auge, und indem ich mich an meine Furcht und meine Pläne erinnerte, machte ich mir ernste Vorwürfe, den unausführbaren Gedanken gehabt zu haben, das Schloß zu verlassen und mich von meinem Gatten zu trennen, wenn er sich weigere mich nach Paris zurückzuführen. Kurz, ich wiederholte mir (das ist mein Paradepferd), daß ich die bestmöglichste Partie aus meiner Lage ziehen müsse, und daß wir ja

endlich in zwei bis drei Monaten nach Paris zurückkehrten, wo ich meine Familie und meine Freundinnen wiederfinden würde; meine Freundinnen? das heißt Dich!

Ich stand vernünftiger als am vorigen Tage auf; ich zog einen Schlafrock an und öffnete meine inneren Läden, um durch meine Persiennen den Anblick des Parkes an diesem schönen Herbstmorgen zu genießen; denn das Wetter war ebenso schön, als es am Tage vorher trübe gewesen war.

Da sieht man doch, Hermance, was ein wenig Sonne am Himmel und ein wenig Hoffnung im Herzen ist! Dieser Park schien mir seit dem vorhergehenden Abend ganz verwandelt; der Rasen war von einem Smaragdgrün, die Bäume hatten jene schönen gelben und braunen Farben des Spätjahres; der Fluß, aus welchem sich ein leichter Dunst erhob, glänzte in der Sonne wie Silber unter einem Gazeflor; der frische Morgenwind trug mir den so lieblichen Geruch der wilden, ohne Zweifel zufällig in irgend einem Winkel gewachsenen Jelängerjelieber zu; endlich sah ich in der Ferne und auf der Wiese eine Heerde von köstlichen weißen und orangefarbigen Kühen weiden; das Wetter war prachtvoll, wie ich Dir gesagt habe, ich hörte das Summen eines Bienenschwarmes, welche Beute in dem Kelche von einigen zwischen den Steinplatten der Terrasse gewachsenen Mauerkräutern sammelten. Der Anblick dieses frischen und heitern Morgens verursachte mir eine unaussprechliche Ruhe, ich wurde aus ihr durch das

Läuten der Frühstücksglocke geweckt; ich fand, daß ich mich verspätet hatte, Herr Duplessis ist nach dem Rathe der Aerzte von seltener Pünktlichkeit in Betreff der Stunde seiner Mahlzeiten, aber ich rechnete darauf mich mit der Ermüdung des vorigen Tages zu entschuldigen und schellte meiner Kammerfrau Madame Claude.

Nur einige Worte von diesem guten Geschöpf: mitten in meiner Absonderung ist es ein Glück für mich, in meinem Dienste eine Frau zu haben, mit der ich mich ohne übertriebene Vertraulichkeit unterhalten kann; Madame Claude ist eine vortreffliche Person, sehr sanft, sehr zuvorkommend; sie ist häßlich und nähert sich den fünfziger Jahren; aber für eine Frau ihres Standes ist es unmöglich besser erzogen zu sein, mehr Takt und Gemessenheit zu haben; ich weiß daher auch nicht, warum Herr Duplessis einen gewissen Widerwillen gegen sie hat; ich glaube übrigens, daß Madame Claude mit der Zeit mir sehr ergeben sein wird; ich hatte sogar gedacht ihre Ergebenheit schnell auf die Probe zu stellen, indem ich sie beauftragte, Dir meine Briefe heimlich zukommen zu lassen; eine falsche Scham mich zurückhielt. Nichts ist ohne Zweifel unschuldiger als mein Briefwechsel; dennoch habe ich gezögert, mich ein wenig einer Frau zu überliefern, die erst seit kurzer Zeit bei mir ist. Ich bereue meine Bedenklichkeit nicht: ich habe das Mittel gefunden Dir meine Briefe zukommen zu lassen, ohne mich an irgend Jemand zu wenden; Du wirst sogleich sehen, wie.

Ich schellte also; Madame Claude, die glaubte, ich schliefe noch, hatte nicht gewagt in mein Zimmer zu treten; Herr Duplessis war bereits mehrere Male gekommen um sich nach mir zu erkundigen; ich kleidete mich so schnell als möglich an, und ging zum Frühstück hinunter. Ehe ich in den Speisesaal kam, verirrte ich mich in diesen unermeßlichen Gemächern. Am Tage und bei vollem Sonnenschein gesehen, schienen sie mir weniger finster, als am Abend vorher; es waren überall große Getäfel von rohem oder grau und weiß angestrichenem Eichenholz, welche Füllungen von Tapeten mit Personen oder alte, rothe und grüne, wie Pappe dicke ostindische Seidenzeuge einfaßten; das Amöblement war streng und massiv, aber wohlerhalten; kurz, dieser alterthümliche Charakter schien mir für ein Schloß der Eleganz der modernen Möbeln vorzuziehen. Ich fand Herrn Duplessis in dem Speisesaale; er erkundigte sich sehr liebreich darnach, wie ich die Nacht zugebracht habe; ich theilte ihm meine Bemerkungen über das Amöblement des Schlosses mit; er war meiner Meinung, wobei er aber wünschte, dasselbe, indem es den Charakter der Wohnung beibehielte, so bequem als möglich zu machen.

Nach dem Frühstück schlug mir mein Gatte eine Spazierfahrt vor, um die Meiereien zu besuchen, die er selbst zu bewirthschaften gedachte; wir sollten durch das Dorf zurückkehren und dem Pfarrer einen Besuch abstatten, um uns über die Stunde der stillen Messe

zu verständigen, welcher ich, wie mein Gatte wünschte, täglich beiwohnen sollte; er schien so sehr auf die stille Messe zu halten, daß ich keinen Einwurf machte. Die Umgegend von la Riballière ist wenig uneben, aber sehr waldig; die Wasserströme sind zahlreich und reißend; es gibt eine große Anzahl von Mühlen, was der Landschaft viel Leben ertheilt. Wir kamen durch mehrere Meiereien in einem sehr schlechten Zustande, die Bewohner boten einen schmerzlichen Anblick, so arm schienen sie; wir waren im Phaeton, Herr Duplessis fuhr, und auf dem hintern Bocke saß sein Verwalter; Beide unterhielten sich fast beständig über Ackerbau, während ich diese für mich neue Gegend betrachtete. Unsere Spazierfahrt dauerte drei bis vier Stunden. Wir kehrten durch das eine halbe Viertelstunde von dem Schlosse entfernte Dorf zurück. Wir hielten vor dem Pfarrhause, welches an die Kirche grenzte; der Pfarrer war ausgegangen, um einen Kranken zu besuchen. Wie ich Dir gesagt habe, liebe Hermance, hatte ich mich nicht zu sehr gegen diesen meinem Gatten so theuren Einfall der stillen Messe aufgelehnt. Ich bin für meinen Gehorsam belohnt worden; ich will Dir sagen, wie.

Die Kirche und das Pfarrhaus befinden sich mitten im Dorfe; wir fuhren durch dasselbe, um das Schloß wieder zu erreichen, als ich an einem der letzten Häuser folgende glückliche Inschrift bemerkte: Büreau der Briefpost. Das war ein Lichtstrahl für mich; indem

ich mich in die Messe ergab, konnte ich, wenn es schönes Wetter war, allein zu Fuße in die Kirche gehen, und im Vorübergehen vor dem glücklichen Briefkasten einen Brief für Dich hineinwerfen; um Dir zu schreiben, würde ich also nicht nöthig haben mich an irgend Jemand zu wenden.

Denke Dir meine Freude; um mir auf der Stelle Rechenschaft von der Länge des Weges abzulegen und mich als kühne Fußgängerin zu zeigen, verlangte ich daher auch zu Fuße nach dem Schlosse zurückzukehren. Herr Duplessis gab mir seinen Arm, und wir schlugen eine prachtvolle Platanenallee ein, welche hundert Schritte weit von dem Schlosse endigt.

— In der That, — sagte ich zu meinem Gatten, — mit Ausnahme des Weges durch das Dorf ist es ein wahrer Spaziergang, zu Fuße von dem Schlosse nach der Kirche zu gehen! Wenn die Stunde dieser stillen Messe nicht zu früh ist, so werde ich ihn oft machen.

— Bei schönem Wetter ist es wirklich ein reizender Spaziergang, meine liebe Albine, — antwortete er mir. — Wenn Sie zu Fuße nach der Messe gehen wollen, statt dahin zu fahren, so ist Nichts leichter; einer unserer Leute wird Ihnen folgen, um Ihr Gebetbuch zu tragen, und in zwanzig Minuten werden Sie in der Kirche sein.

Dieses: Einer unserer Leute störte meine Pläne auf eine schreckliche Weise. Anfangs war ich bestürzt. Ein Bediente, der mich oft einen Brief auf

die Post geben sah, konnte sich darüber wundern, daß ich diese Mühe selbst übernehme, und davon plaudern. Ich überlegte bald, daß, wenn ich mich darauf beschränkte Dir selten, aber ausführlich zu schreiben, ich von Zeit zu Zeit würde ausgehen können, ohne einen meiner Leute abzuwarten, um meinen Brief ohne einen nicht verschwiegenen Zeugen auf die Post zu geben. Ganz vergnügt über meine Entdeckung kehrte ich gegen sechs Uhr mit Herrn Duplessis zurück; er ging, wie er mir sagte, einen Blick in die Melkerei zu werfen, die einer Ausbesserung bedürfe; ich ging in mein Zimmer hinauf, um mich anzukleiden: er hatte mich gebeten, jeden Abend zu dem Mittagsessen eine frische und elegante Toilette zu machen.

Vor unserer Verheirathung hatte ich Herrn Duplessis immer mit Sorgfalt gekleidet gesehen, ich wußte, daß das Landleben ländlichere Kleider verträgt, als das Leben von Paris. Ich hatte es daher auch ganz natürlich gefunden, daß mein Gatte während des Tages eine Jagdjacke von Sammet und grobe Schuhe mit ledernen Kamaschen trug; aber ich war überrascht, fast verletzt, als ich in den Salon hinabging, Herrn Duplessis, in einen Sessel versunken, in denselben Kleidern wiederzufinden, indem er sogar seine groben Schuhe mit ledernen Kamaschen beibehalten hatte, welche mir bewiesen, daß mein Gatte seinen Kuhstall genau besichtigt habe.

— Ach, meine liebe Albine, — sagte er zu mir,

als ich eintrat, — welche schöne Luft man hier einathmet ... wie belebend sie ist ... Welche Ruhe ... welche Freiheit ... Nicht genöthigt zu sein sich jeden Abend anzukleiden ... Ach! Sie haben auf Ehre eine reizende Haube ... ein köstliches Kleid. Wohlan, liebe Freundin, sind Sie zufrieden mit Ihrem ersten Besuche dieser armen Gegend von Berry? Ach! glauben Sie mir, je länger Sie hier leben werden, desto mehr werden Sie überzeugt sein, daß das wahre Glück in diesem regelmäßigen und ruhigen Leben besteht. Was mich betrifft, so scheint es mir bereits, daß ich wieder auflebe; mein Umgang mit meinem Verwalter ist höchst interessant gewesen; er ist ein kostbarer Mann, ich bin überzeugt, daß ich mit dem Rathe seiner alten Erfahrung und einem gründlichen Studium der besten landwirthschaftlichen Werke nach Verlauf von einem Jahre anfangen kann meinen Ackerbau selbst zu leiten: ich will zahlreiche Viehheerden aufziehen, hier die schönsten und seltensten Racen von England einführen; ich werde Musterställe bauen lassen. Ich habe heute an meinen Baumeister in Paris geschrieben, und da mit Ausnahme einiger innerer Einrichtungen das Schloß Ihnen gefällt, so wie es ist, so werde ich auf meine Kuhställe die Ausgaben übertragen, die ich hier machen wollte; Sie werden sehen, das wird königlich werden. Ich will durch mein Beispiel die Provinz Berry ganz umwandeln.

. . . .

Während des Mittagsessens fuhr Herr Duplessis in diesem Tone fort, indem er mich von Plänen unterhielt, welche in Betracht meiner gänzlichen Unwissenheit in dieser Beziehung, mich wenig interessirten. Um mich zu zerstreuen, aß ich; die frische Landluft und der Spaziergang hatten mir ziemlichen Appetit gemacht, und, ich muß es gestehen, unser Koch ist wirklich vortrefflich; ich habe daher auch vielleicht zum ersten Male in meinem Leben (wie sehr materiell Du mich finden wirst) fast die Leckerhaftigkeit begriffen. Herr Duplessis schien entzückt, er legte mir die feinsten Stücke vor und sagte zu mir:

— Gestehen Sie, liebe Albine, daß das einer von jenen wirklichen, baaren Genüssen ohne Enttäuschung ist! Ach! lassen Sie meine Gesundheit ganz zurückgekehrt sein, und Sie werden sehen, wie ich Ihnen das Beispiel predigen werde!

Was soll ich Dir sagen? ich machte die Schwelgerei vollständig; ich, die ich immer einen Abscheu gegen Wein oder Wasser gehabt habe, ich willigte auf Bitten meines Gatten ein, ein kleines Glas Eischampagner zu trinken, und bei dem Nachtische einen Tropfen Malvasier. Ach! ich fand ihn köstlich!

Nach dem bis um halb neun Uhr verlängerten Mittagsessen kehrten wir in den blauen Salon zurück, ein großes Feuer brannte in dem Kamine; Herr Duplessis setzte sich auf die eine Seite in einen vortrefflichen Sessel, ich auf die andere Seite in eine weiche Bergère,

und bald versank ich wider meinen Willen in eine gewisse Schläfrigkeit. Ohne Zweifel von seinem Spaziergange ermüdet, schloß mein Gatte die Augen und schlief wirklich ein; das beleidigte mich nicht, denn ohne bestimmte Lust zum Schlafen zu haben, fühlte ich, daß meine Augenlider schwer waren, und es wäre mir unangenehm gewesen, wenn ich in dem Zustande süßer Schlafsucht, in die ich versunken war, hätte sprechen müssen. Ich schlief nicht, und dennoch dachte ich nicht, oder mein einziger Gedanke war vielmehr, daß ich mich auf diese Weise vortrefflich befände.

Ich weiß nicht, wie lange das dauerte; aber, wie ich glaube, fing ich an ernstlich einzuschlafen, als ich durch das Geräusch geweckt wurde, das ein Bedienter bei dem Oeffnen der Thür machte. Herr Duplessis rieb sich die Augen, ermunterte sich, und endlich stand er auf, indem er zu mir sagte:

— Meine liebe Albine, der Thee ist in dem Billardzimmer bereit; wenn Sie wollen, so werden wir eine kleine Partie machen, indem wir unsern Thee trinken? Diese Bewegung eine Stunde nach dem Mittagsessen ist sehr gesund und mir sehr anempfohlen.

— Aber, — sagte ich zu ihm, — ich kann nicht Billard spielen.

— Das Spiel ist nur Vorwand zu dieser Art von Spaziergang; wenn Sie nur eine Kugel stoßen können, das ist Alles, was nöthig ist, ich werde es Ihnen zeigen.

Wir traten in den sehr großen, gut geheizten, hell erleuchteten und mit einem dicken Teppiche belegten Billardsaal.

Ich that, was Herr Duplessis von mir verlangte. Mein erster Versuch in diesem Spiele war nicht so ungeschickt. Von Zeit zu Zeit näherte ich mich dem Tische, um eine Tasse mit herrlichem Rahm gemischten Thee zu trinken, und, ich muß Dir das auch noch gestehen, köstliche kleine Kuchen zu essen, die eben aus dem Ofen kamen und gleichfalls vortrefflich waren. Schlag zehn Uhr verlangte Herr Duplessis unsere Leuchter und begleitete mich bis an meine Thür. Ich entkleidete mich schnell und begrub mich mit einem wahren Vergnügen in meinem Bette, in welchem ich bald bei dem lustigen Scheine der Gluth einschlief, welche mein Kamin erfüllte.

. . . .

Welcher Unterschied, wirst Du mir sagen, liebe Freundin, zwischen dem ersten Tage meiner Ankunft hier und dem zweiten?

Das ist wahr; aber, wie Du weißt, schreibe ich Dir, wie ich denke, wie ich fühle.

Ich unterbreche diesen Brief, ich werde ihn bald wieder vornehmen.

VI. Capitel.

Albine an Hermance.

5ten November 1828.

Meine Freundin, es geht in mir etwas Außerordentliches vor, ich erkenne mich nicht mehr. Ist dies eine glückliche oder unglückliche Veränderung, ich weiß es nicht: deshalb verschob ich es auch von einem Tage zum andern diesen schon länger als einen Monat angefangenen Brief fortzusetzen.

Ich wollte Dir genau sagen, woran ich bin, was ich bedaure und was ich wünsche, indem ich hoffte, selbst über den guten oder bösen Einfluß der Verwandlung aufgeklärt zu werden, von der ich Dir spreche; aber ich bin hierüber noch gar nicht im Klaren; vielleicht wird es in vierzehn Tagen, in einem Monate noch ebenso sein, ich ziehe es daher vor Dir heute zu schreiben.

Du weißt, daß ich kein unruhiger Kopf war, wie wir in der Erziehungsanstalt sagten, aber es fehlte

mir nicht an Thätigkeit des Geistes, ein Beweis davon ist die zu gute Meinung, welche die berühmte Madame Raymond nach dem wohlwollenden Urtheile von mir hatte, das die Freundin Deiner Mutter über mich fällte; endlich weißt Du, daß ich gern las, Musik trieb, mich beschäftigte; meine immer lebendige Einbildungskraft verlor sich ein wenig auf das Gerathewohl bald hierhin, bald dorthin; endlich, da ich niemals, weder in der Erziehungsanstalt, noch bei meiner Mutter, deren Leben sehr bescheiden war, verzogen wurde, so hielt ich wenig darauf, was man den Wohlstand des Lebens nennt, ich war vollkommen mit meinem kleinen Zimmer, mit gewichsten Steinplatten und dem Kamine zufrieden, das während des Winters fast immer ohne Feuer war. Du weißt es auch ferner, daß, weit davon entfernt lecker zu sein, unser größter Schmaus in Aepfeln, die so unreif als möglich waren, und in kleinen, recht schweren Roggenbroden bestand. Du wirst sogleich sehen, warum ich auf diese kindischen Umstände eingehe.

Der Anfang dieses Briefes zeigte Dir den Eindruck von Langerweile, ich möchte fast sagen von Schrecken, den mir der Anblick dieses Schlosses und die Zukunft verursachte, welche mich darin erwartete: ein Eindruck, der freilich am folgenden Morgen durch vernünftige Ueberlegung und durch die Zerstreuungen ein wenig gemäßigt wurde, welche mir der Anblick einer für mich neuen Gegend verursachte; aber, wie ich Dir gesagt, weit davon entfernt meine Lage für glücklich, meinen

Neigungen und Hoffnungen gemäß, anzusehen und anzunehmen, erduldete ich sie mit Ergebung, indem ich meine Rückkehr nach Paris voll Ungeduld erwartete. Wohlan! Hermance, wie ich Dir im Anfange dieses Briefes sagte, ich erkenne mich nicht mehr, ich weiß nicht mehr, was ich will, mein Verstand erlöscht, mein Wille erstarrt unter dem einschläfernden Eindrucke des materiellen Wohlseins und eines klösterlichen einförmigen Lebens.

Ja, Alles schläft in mir ein, Alles bis auf meine Freundschaft für Diejenigen, welche ich liebe, selbst ihr Andenken erweckt mich nicht mehr; was soll ich Dir sagen, Hermance, ich bringe zuweilen einen ganzen Tag hin, ohne an Dich oder an die Meinigen zu denken. Woran denkst Du denn? wirst Du mich fragen.

Ich denke an Nichts, oder, was viel schlimmer ist, ich denke an selbstsüchtige Thorheiten; ich denke an die neuen Blumen, mit denen Herr Duplessis ein kürzlich erbautes und an meinen Salon grenzendes Treibhaus anfüllen ließ; ich denke an das Mittagsessen, das ich zu mir nehmen werde, an das Wetter, welches zur Zeit meines Spazierganges sein wird, oder, wenn ein heftiger Wind weht und wie gestern ein frühzeitiger Schnee fällt, so denke ich an die Behaglichkeit, die ich bequem auf einem Kanapee an einem vortrefflichen Feuer ausgestreckt genieße, indem ich das frische Grün meiner Camelias betrachte, während draußen Alles vor Sturm, Winter und Frost starrt . . . Selbst das

traurige Schweigen dieses großen Schlosses, das mich anfangs fast erschreckte, gefällt mir jetzt, wie die Stille Dem gefällt, welcher schlummert.

Ja, ich lebe als ob ich immer schlummerte; ich gewöhne mir das Sprechen ab, wie ich mir das Denken abgewöhne; es würde mir unerträglich sein Besuche zu empfangen; ich habe daher auch Herrn Duplessis inständigst gebeten den Schritt ins Unendliche zu verschieben, den wir als die zuerst Angekommenen machen müßten; denn was sollte ich unseren Nachbarn sagen?

Auf unseren Spaziergängen unterhält sich mein Gatte mit seinem Verwalter über seine landwirthschaftlichen Angelegenheiten, oder wenn wir in irgend einer Meierei einkehren, so spricht er mit seinen Pächtern. Wenn er ja einmal zufällig mich anredet, so antworte ich ihm einsylbig.

Die längste Zeit bringen wir mit einander zu beim Frühstücke, beim Mittagsessen und des Abends. Es beschränkt sich aber bei dem Frühstücke, bei dem Mittagsessen und in den Abendstunden unsere Unterhaltung so ziemlich auf einen Austausch von Worten, wie folgende:

— Meine liebe Albine, essen Sie davon, es ist vortrefflich.

— Mein Freund, ich empfehle Ihnen dieses Gericht, es ist ausgezeichnet . . .

— Albine, ein halbes Glas von diesem alten Wein?

— Mit Vergnügen, mein Freund.

— Meine liebe Albine, werden wir morgen im offenen oder verschlossenen Wagen ausfahren?

— Im offenen Wagen, wenn das Wetter es erlaubt.

— Hat es Sie heute Morgen in der Kirche nicht gefroren?

— Nein.

— Haben Sie die Rechnungen des Kochs nachgesehen, meine liebe Freundin? sind sie richtig?

— Sehr richtig.

— Morgen, meine liebe Albine, werden wir, wenn Sie wollen, einen köstlichen Zuchtochsen Durham ansehen, den ich aus England erhielt.

— Sehr wohl, mein Freund.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, Hermance, daß diese Unterhaltungen in den wenigsten Fällen sich ändern; sobald das Mittagsessen beendigt ist, kehren wir in den Salon zurück, wo wir Jeder in unsern Sessel versinken; hier in Folge der Verdauung etwas träge, schlummern wir bis zu der Stunde der Billardpartie und des Thees; ohne meine, durch den Reiz der kleinen frischen Kuchen erweckte Leckerei würde ich oft kaum zehn Uhr erwarten können; wie eine wahre Schlafmütze stehe ich mit großer Mühe um neun Uhr auf, um in die stille Messe zu gehen, welche mir anfangs so überflüssig schien; jetzt wohne ich ihr im Gegentheile sehr regelmäßig bei; ich will nicht behaupten, daß es mit sehr inbrünstiger Frömmigkeit geschieht, sondern es ist vielmehr nur eine angenommene Gewohnheit,

und die Zeit des Hin- und Zurückkommens gerechnet sind damit immer wenigstens zwei gute Stunden des Tages ausgefüllt; dann endlich, liegt in der That in dem eintönigen Murmeln der Stimme des Priesters, in dem Schweigen und Halbdunkel des Ortes etwas vollkommen Uebereinstimmendes mit meiner gewöhnlichen Erstarrung; so lange als ich dort bin, brauche ich auch mir nicht die Mühe zu nehmen, zu denken, ich lese meine Messe, das genügt mir.

Aber wirst Du mich fragen, Du bist wenigstens glücklich?

Zuvörderst kann ich Dir als gewiß angeben, liebe Hermance, daß ich seit meinem Aufenthalte hier so dick geworden bin, daß ich die Gürtel meiner Kleider nicht mehr zumachen kann; Dir zu sagen, ob ich glücklich bin, das weiß ich nicht.

Ich weiß nicht, ob das Murmelthier, das während des Winters erstarrt in seiner Höhle schläft, sich glücklich fühlt. Nun scheint es mir aber, daß ich in diesem Augenblicke unendlich viel Aehnlichkeit mit dem Murmelthiere habe.

Und außerdem, um zu wünschen auf eine andere Weise zu leben, wie ich lebe, müßte ich meine Einbildungskraft anstrengen, dessen ich mich in Wahrheit nicht mehr fähig fühle; meine träge Gleichgültigkeit erstreckt sich übrigens auf Alles; so war mir in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes gar Vieles in dem Benehmen und Verfahren des Herrn Duplessis unange-

nehm, es verletzte mich sogar; jetzt finde ich, daß es sehr ermüdend und höchst unnöthig ist, sich beleidigt oder verletzt über irgend Etwas zu fühlen; mein Gatte flößt mir weder Zuneigung, noch Widerwillen ein, er ist mir gleichgültig; sein Charakter ist um so umgänglicher, als ich immer Das sage, was er sagt; ich thue, was er will, seine Gesundheit bessert sich; jeden Morgen bringe ich ihm, ehe ich in die Messe gehe, seine Eselsmilch; ich sorge dafür, daß er immer mit feinem englischen Flanell versehen ist, ich erinnere ihn an die Stunde, zu welcher er seine Arzneien einnehmen muß, ich rechne jede Woche mit unserem Koche ab, ich besuche oft die Wäschkammer, und mache, was die Eier, das Geflügel, den Rahm der Meiereien betrifft, Herrn Duplessis Ehre. Er hält getreulich sein Versprechen, des Nachts mein Zimmer nicht zu betreten, denn mein Ekel und mein Widerwillen gegen ihn in Betreff der Schäferstunde ist und wird immer unüberwindlich sein; er bemüht sich, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, Alles aufzusuchen, was die bequemen Genüsse meines Lebens vermehren könnte, kurz, liebe Freundin, ich will Dich in Staunen versetzen, indem ich Dir einige, vorgestern zwischen Herrn Duplessis und mir bei unserer Billardpartie ausgewechselten Worte anführe: seit langer Zeit hatten wir uns nicht bemüht, eine solche Unterhaltung zu führen.

— Wohlan, Albine, — sagte er zu mir, — wann kehren wir nach Paris zurück?

— Wann Sie wollen, mein Freund.

— Und wenn ich nicht wollte?

— Wie es Ihnen beliebt.

— Demnach, liebe Albine, würden Sie einwilligen den Winter hier zuzubringen?

— Das wäre mir gleich.

— Wahrhaftig?

— Wahrhaftig!

— Wohlan! meine Liebe, was sagte ich Ihnen vor sechs Wochen?

— Was?

— Daß der Tag bald kommen würde, wo Ihnen der Reiz unseres ruhigen Lebens so sehr gefiele, daß Sie kein anderes mehr wünschen würden.

— Ihnen die Wahrheit zu sagen, würde mir jetzt, wo ich diese Gewohnheit einmal angenommen habe, jede Veränderung derselben unangenehm sein.

Und ich sprach ganz aufrichtig. Ja, Hermance ... diese Gewohnheit habe ich angenommen! Wozu dient es jetzt, sie zu ändern, was würde ich dabei gewinnen?

— Aber, unglückliche Albine, — wirst Du ausrufen, — Du läßt Dich erstarrren, wirst schwerfällig ... und, verzeihe mir die Härte des Ausdruckes, Du läßt Dich durch rohe Befriedigungen abstumpfen. Dein Vergleich ist richtig, Du lebst wie ein in seiner Höhle eingeschlafenes Murmelthier ... Aber während Du stärker wirst, erlöscht Dein Verstand, Dein Herz hört auf zu schlagen, die Gleichgültigkeit erkaltet Dich, Du

stehst auf, Du legst Dich zu Bette, Du gehst hin und her, Du betest, Du verdauest, Du schläfst; Dein Körper lebt, aber Deine Seele stirbt. Arme Albine!

Du hast Recht, Hermance! Aber was hilft es mit dem Verstand, mit dem Herzen und mit der Seele zu leben? Ich lebte mit der Seele, als ich sinnlose Träume über die Ehe nach meinen Wünschen machte; ich lebte mit der Seele, als ich, indem ich auf meine Bedenklichkeiten und vielleicht auf meine Ahnungen hörte, die Hand des Herrn Duplessis ausschlug, weil es mir gleichgültig war ihn zu heirathen, und weil ich keine Lust hatte ihn zu umarmen.

Sehen wir jetzt. Sehen wir, sage! was verdankte ich diesem Leben der Seele? Thränen, Bangigkeiten, Verzweiflung ... die rothen Augen und die entstellten Züge nicht gerechnet ...

Jetzt, da meine Seele schläft und mein Körper allein lebt, bin ich im Gegentheile ruhig, munter, frisch, ich lächle immer, ohne zu wissen, warum, und ich werde dick ...

Und glaube um Gotteswillen nicht, Hermance, daß ich traurigerweise spotte, daß die geringste Bitterkeit in Dem liegt, was ich Dir schreibe; nein, nein, ich spreche aufrichtig, und in diesem Augenblicke, indem ich Dir schreibe, bin ich genöthigt zu denken (es geschieht nicht ohne Mühe, ich schwöre es Dir), bin ich versucht ein außerordentliches Mitleiden mit meinen jungen Mädchen-

träumen zu haben, die Richtigkeit Dessen anzuerkennen, was mir mein Vater und meine Mutter sagten, indem sie die Befürchtungen bekämpften, welche mir zuweilen diese Verheirathung mit Herrn Duplessis verursachte, und es wäre sehr möglich, daß er Recht hatte, als er mir sagte:

»— Albine, glauben Sie mir, Nichts ist hohler und eitler als die Vergnügungen der Welt.«

Und in der That! Hermance, wenn ich auch die elegantesten Toiletten von Paris hätte.

— Dann?

— Wenn ich meine Loge in der Oper und bei den Italienern hätte.

— Dann?

— Wenn ich die Königin aller Feste wäre!

— D a n n???

Was würde mir von alle dem übrig bleiben, wenn ich beim Verlassen des Balles mit Anbruch des Tages vor Ermüdung erschöpft, hungrig nach Hause zurückkehrte, indem ich aus Furcht meine feine Taille zu verderben, nicht zu essen wagte? Ich würde, wirst Du sagen, das Vergnügen gehabt haben einem glänzenden Feste beizuwohnen, gute Musik zu hören, das in Mode stehende Ballet zu sehen. Es mag sein, aber mit wie viel Mühe und Sorgen hätte ich dieses Vergnügen erkauft? Welche lange Sitzung bei den Kleidermacherinnen! welche Bangigkeit! wenn der Friseur oder eine voll Ungeduld erwartete Toilette nicht ankommt? Und

wenn nun das Kleid schlecht sitzt? Wenn die Frisur häßlich ist, und wenn andere Frauen uns mit ihrer Eleganz oder ihrem Luxus vernichten, welcher Aerger! welche Demüthigungen! welche Bitterkeit beim Nachhausekommen; gestehe es, Hermance, ist das Leben, das ich hier führe, nicht tausend Mal dieser Hölle vorzuziehen?

Aber, wirst Du sagen, es gibt etwas Anderes als diese Extremitäten, es gibt einen Mittelweg zwischen einer abstumpfenden Einsamkeit und einem Leben thörichter und nutzloser Zerstreuungen.

Ich verstehe Dich, Hermance, es würde vielleicht jenes Fest meiner Jugend, jener sinnlose Traum sein, den ich einst verfolgte. Aber nehmen wir an, daß dies in Wirklichkeit so wäre, nehmen wir an, daß solche Verbindungen für das unauslöschliche Glück Derer bestehen können, welche sie kennen: ist es mir nur erlaubt daran zu denken? Bin ich denn nicht etwa für immer an meinen Herrn und Meister gefesselt?

Geh, meine Freundin, ich fange an zu glauben, daß unter gewissen Umständen das Herz und der Verstand unser Verderben sind, und wenn ich nicht von Tage zu Tage alle Gefühle in mir erstarren fühlte, so würde ich sie zu vernichten streben.

Und dennoch, meine liebe Hermance, schließe ich den zweiten Theil dieses Briefes, wie ich ihn angefangen habe.

Ist diese Verwandlung, welche in mir vorgeht, ein Glück, oder ein Unglück?

Wenn es sich nur um die Gegenwart handelte, so würde ich diese Frage nicht an Dich stellen; denn, ich wiederhole es Dir, mit der Gegenwart bin ich ebenso zufrieden, als es das Murmelthier sein kann; aber ich bin erst achtzehn Jahre alt, was wird aus alle dem entstehen?

. . . .

Lebe wohl, meine Freundin, ich werde morgen früh allein und zu Fuße in die Messe gehen, um diesen Brief auf die Post zu geben . . .

Wie sonderbar, ich glaubte, ich hätte Dir mehrere Bände zu schreiben; ich freute mich über meine Entdeckung des Briefkastens auf dem Wege nach der Kirche, und seit länger als sechs Wochen, wo wir uns verließen, folgt hier erst Alles, was ich Dir zu schreiben finde. Das kommt aber auch daher, weil ich so faul werde!!!

Antworte mir nicht, bis ich ein Mittel gefunden habe Deinen Brief zu empfangen; es lag mir am Herzen Dich von Allem zu unterrichten, Dich, die Du mir immer die Theilnahme der zärtlichsten Schwester bezeugtest.

Ich umarme Dich. A. D.

VII. Capitel.

Ich werde, je nachdem es die Vorfälle nöthig machen, die verschiedenen Briefe Albinens einschalten, und ich setze hier die Abschrift meines Tagebuches fort:

November 1828.

Vorgestern habe ich Albinen gefragt, ob sie nach Paris zurückkehren wolle; sie antwortete mir:

— Wie es Ihnen beliebt.

— Und wenn es mir nicht beliebte dorthin zurückzukehren, — erwiederte ich, — so würden Sie einstimmen den Winter in la Riballière zuzubringen?

— Vollkommen, — antwortete sie mir; — ich bin jetzt an das Leben gewöhnt, das wir hier führen, eine Veränderung würde mir unangenehm sein.

Kurz, mein Glück ist von nun an gesichert, der Zweck, den ich verfolgte, ist erreicht.

Und habe ich wohl dieses Gelingen um den Preis des Glückes meiner Frau erkauft? Im Geringsten nicht!

sie findet sich im Gegentheile sehr glücklich, sie verlangt Nichts mehr.

Was könnte sie aber auch wünschen? Ich habe bei ihr den Geschmack für das Wohlsein und die sorglose Ruhe, welche die Einsamkeit gewährt, in seinem höchsten Grade entwickelt; ich habe unschädliche Sinnlichkeiten, wie die Liebe für Blumen und Leckereien bei ihr ermuthigt, wahre Nonnensünden, deren Milderung eine fast mechanische Frömmigkeit ist; denn Albine sieht in ihren Andachtsübungen nur einen gewissen Zeitvertreib, und weiter will ich Nichts von ihr.

Ein geistigeres, religiöses Gefühl hätte meine Frau vielleicht in einen jener glühenden Mysticismen gestürzt, welche in der Absonderung zunehmen. Der Mysticismus erzeugt fast immer aufregende Gedanken der Liebe, der himmlischen Liebe, es ist wahr, aber das Herz, welches sie empfindet, erregt, verwirrt, entflammt sich oft, als ob es sich um eine irdische Leidenschaft handelte. Kann sie aber in diesem Zustande gefährlicher Ueberspannung nicht leicht auf ein irdisches Wesen verfallen?

Aber ich habe Nichts dergleichen bei Albinen zu fürchten; zuverlässig war sie mit keiner großen Lebhaftigkeit des Verstandes begabt, aber je mehr sie sich an unsere Art und Weise zu leben gewöhnt, desto mehr verdickt sich ihr Blut, desto mehr verschwindet ihr Wille, desto vollständiger wird ihr sorgloser Gehorsam für meine geringsten Wünsche; es ist so leicht, so bequem

einem Andern die Sorge anzuvertrauen, für uns zu denken und für uns zu wollen!

Ich weiß nicht, welcher Staatsmann sagte, daß das beste Mittel die Völker zu unterjochen und ihnen den geringsten Willen des Tadels oder der Empörung zu nehmen, wäre, sie in dem Aberglauben abzustumpfen und sie in einer gewissen materiellen Zufriedenheit einzuschläfern.

Aus dem Gesichtspunkte des ehelichen Königthums ist unsere Frau unser Unterthan, unser Volk. Ich halte daher auch genannte Methode für vortrefflich und bringe sie in Ausführung.

Ich fordere Jeden, wer es auch sein möge, heraus, glücklicher zu sein als ich, meine Gesundheit kehrt zurück; die Landwirthschaft, die Verbesserung meiner Güter ist jetzt für mich eine wahre Leidenschaft eines jungen Mannes; meine Kenntnisse schreiten auf überraschende Weise in allen Zweigen des neuen Wissens fort, das ich mir erwerben muß, um die Theorie mit der Praxis zu verbinden; meine Frau ist, was sie für mein Glück und meine Sicherheit sein mußte; sie verpflegt mich zum Entzücken, spricht wenig, hört mich an ohne mich zu unterbrechen, beaufsichtigt meinen Haushalt und bietet meinen Augen immer ein liebenswürdiges und anmuthiges Ganze, welches hinreicht, um unsern Augen einen angenehmen Ruhepunkt zu gewähren, aber nicht reizend genug, um jemals die geringste Lust

zu erwecken, von der vorsichtigen und eisigen Zurückhaltung abzugehen, die ich mir auferlegt habe.

November 1828.

Ich fange an die Nützlichkeit dieses Tagebuches zu bezweifeln, so offen ist das Leben Albinens. Ich habe noch keine Bemerkung, keine Handlung hier niederzuschreiben gefunden, welche, ich will nicht sagen zu einem Verdachte gegen sie Veranlassung gegeben hätte, sondern der bei mir das geringste Erstaunen veranlaßt und mich dazu genöthigt hätte zu sagen:

— Warum hat sie dies gesagt oder jenes gethan?

Ebenso ist es mit meiner Vorsichtsmaßregel, Albinen eine Kammerfrau durch meine Vermittelung gegeben zu haben.

Madame Claude, die ich oft befragte, bestätigt meinen Glauben in allen Punkten.

»— Ich kann Ihnen Nichts mittheilen als was Sie nicht eben so gut wie ich wüßten, — sagte sie kürzlich zu mir; — wenn sie des Abends in ihr Zimmer zurückkehrt, so ist Madame halb eingeschlafen und sagt zu mir: Geschwind, liebe Madame Claude, entkleiden Sie mich, ich sterbe vor Schlaf, — und kaum hat sie ihren Kopf auf dem Kopfkissen ... so schläft sie wie eine Glückselige ein. — Am Morgen, wenn ich Madame wecke, sind ihre ersten Worte: — Wie! schon neun Uhr! ich soll mein Bett schon verlassen, worin ich mich so gut befinde? Und am Abend, wenn Madame sich zum Mittagsessen ankleidet, sagt sie: — Eilen wir, Madame Claude,

der Spaziergang hat mir einen rasenden Appetit gemacht. — Das sind so ziemlich die wenigen Mittheilungen von Madame, und ich versichere Ihnen, mein Herr, daß sie sehr in Verlegenheit sein würde andere zu machen; drei oder vier Male erlosch die Nachtlampe in dem Zimmer von Madame während der Nacht, ich bemerkte es, indem ich keinen Schein mehr unter der Thür sah, stand auf, um die Lampe wieder anzuzünden, und trat in das Zimmer von Madame, ohne daß sie mich hörte. Ach! mein Herr, welches ruhige Gesicht, welcher tiefe und sanfte Schlaf, der Schlaf eines Kindes, das sich den ganzen Tag über durch Laufen und Spielen ermüdete. Kurz, wenn ich zu Madame sage, sie müsse sich hier sehr glücklich fühlen, antwortet sie mir: — Glücklich wie Jemand, der in seinem besten Schlafe liegt, meine liebe Madame Claude.«

. . . .

Albine hat Recht, sie schläft, und je mehr der Schlaf sich verlängert, desto tiefer wird er.

. . . .

November 1828.

Ich führe hier zur Erinnerung einen höchst unbedeutenden Vorfall an; aber Vorfälle sind so selten, daß die geringsten mich überraschen.

Ich führe an, sage ich, daß Albine gestern, nach Dem, was Madame Claude mir sagte, statt in die Messe zu fahren, zu Fuße dorthin ging, obgleich das Wetter un-

sicher war, und daß sie den Bedienten nicht abwartete, der sie gewöhnlich begleitet.

Heute Abend sagte ich bei dem Mittagsessen zu meiner Frau, ohne daß ich die geringste Wichtigkeit auf diese Frage zu legen schien:

— Sind sie gestern zu Fuße oder im Wagen in die Messe gegangen, meine liebe Freundin?

— Zu Fuße.

— Und wer ist Ihnen gefolgt? Der Faulenzer Joseph?

— Niemand ... folgte mir, mein Freund.

— Durch welchen Zufall?

— Als ich hinunter ging, war kein Bediente auf dem Vorplatze; ... ich wollte mir nicht die Mühe nehmen, wieder in mein Zimmer hinaufzugehen und Jemanden rufen zu lassen, und ich ging allein.

— Da sehe man die Faule, — sagte ich lächelnd: — Aber ein anderes Mal, liebe Freundin, gehen Sie nicht so allein aus, das ist unvorsichtig ... der Weg von hier bis nach dem Dorfe ist einsam; Sie könnten einem betrunkenen Menschen, einem bösen Hunde, oder sonst Etwas begegnen, und Sie würden eine gräßliche Furcht ausstehen.

— Sie haben Recht, mein Freund; es ist vorsichtiger begleitet auszugehen.

Die Antwort Albinens, ihre Haltung, ihr Ausdruck, Alles war so aufrichtig, daß ich diesen kindischen Vor-

fall nicht niedergeschrieben hätte, wenn es mir nicht an wichtigeren Bemerkungen fehlte.

Am Ende ist es gut Nichts auszulassen; oft kommt ein Tag, an welchem die dem Scheine nach unbedeutendsten Bemerkungen Wichtigkeit erlangen.

. . . .

8. December 1828.

Der Vorfall bei dem Ausgange Albinens hatte, wie ich erwartete, keine Folge; so oft sie zu Fuße in die Messe ging, ließ sie sich wie gewöhnlich begleiten.

. . . .

Januar 1829.

Nichts, gänzliche Ruhe; vollkommenes Glück.

Seit einem Monate hätte ich diese Worte täglich schreiben können.

Albine wird sichtlich dicker; das schadet bald der Feinheit ihres Wuchses; das fehlte meiner Frau nur noch, um sie (aus dem Gesichtspunkte, aus welchem ich die Ehe ansehe) mehr als vollkommen zu machen, denn ich hatte immer einen Abscheu vor den dicken Frauen.

Uebrigens beträgt sich Albine immer auf das Beste gegen mich; schon fühle ich, wie sehr sie mir fehlen würde, ohne Zweifel weniger wegen ihrer positiven Eigenschaften als wegen ihrer negativen Tugenden.

Wie ich glücklich bin, mein Gott! wie ich glücklich bin! ... so glücklich, daß ich wünschte Jemand meine Dankbarkeit für so viel Glückseligkeit zuschreiben zu

können; aber obgleich meine Bescheidenheit darunter leidet, so bin ich doch genöthigt mir selbst dafür Dank abzustatten, meine Zukunft so verständig vorbereitet und gesichert zu haben.

. . . .

25. Februar.

Gänzliche Ruhe, fortwährendes Glück, aber ein großes Ereigniß für das Land Lilliput!

Ich erhielt gestern den Besuch unseres Präfecten, der gegenwärtig auf einer Rundreise für die Wahlen ist.

Ich würde hier nicht etwas so Unbedeutendes, als den Besuch eines Präfecten anführen, wenn ich nicht eine ziemlich große Ueberraschung, und, ich muß es gestehen, eine schmerzliche Rückerinnerung empfunden hätte, als ich in diesem Präfecten Herrn von Saint-Marie erkannte, der einst, als Secretär des Ministers des Innern, sich so zuvorkommend, so gefällig in Bezug auf die Ernennung des armen Hyacinth zum Büreauunterdirector gezeigt hatte.

Ich gestehe, daß ich, wenn meine Erinnerungen sich unwillkürlich auf dieses Engelswesen richten, dem ich einen so unglückseligen und frühzeitigen Schlag versetzte, eine schmerzliche Beklommenheit des Herzens empfinde, das einzige schmerzliche Gefühl, das ich vielleicht mitten in der Glückseligkeit kenne, die ich genieße.

Herr von Saint-Marie, welcher erfahren hatte, daß ich seit einiger Zeit la Riballière bewohnte, ging ein wenig von seinem Wege ab, um, wie er mir sagte, sich

dem Andenken eines alten Bekannten zu empfehlen, und sich zu meiner Verfügung zu stellen, wenn er mir in irgend Etwas dienen könnte, und noch andere Artigkeiten.

Als der Besuch des Präfecten gemeldet wurde, flüchtete sich Albine in ihr Zimmer, indem sie mich inständigst bat, sie mit der Mühe zu verschonen, diesen Beamten zu empfangen; sie fühlt immer mehr Abscheu vor der Welt, so daß sie mich sogar inständig bat, unsere Ankunftsbesuche bei einigen Nachbarn ins Unendliche zu verschieben; auf die Gefahr hin für unhöflich zu gelten, gab ich von ganzem Herzen dem Wunsche meiner Frau nach: um zu empfangen und zu den Anderen zu gehen, müßte ich meine Gewohnheiten ein wenig ändern und dieser göttlichen Ungezwungenheit schaden, welche nur im Umgange mit seiner Frau möglich ist.

Ich entschuldigte daher Madame Duplessis bei unserem Präfecten, indem ich sagte, sie wäre ein wenig unwohl u. s. w.

Ich fand Herrn von Saint-Marie immer außerordentlich höflich; seine Rundreise für die Wahlen führte uns nothwendig darauf von Politik zu sprechen; er ist heftig in seinen Meinungen, was bei jedem seiner Regierung ergebenen Beamten natürlich ist, und er zweifelte nicht daran, daß ich in meiner frühern Eigenschaft als Page und als Garde du Corps des Königs auf seiner Seite wäre; er sprach sich daher auch offenherzig

aus; ohne in Allem die Ueberspannung der Ultras zu theilen, bin ich überzeugt, daß Nichts der rechtmäßigen Monarchie, welche wir haben, vorzuziehen ist, und ich theilte die Empörung des Herrn von Saint-Marie, als er mir mittheilte, daß die Liberalen sich regten, daß die geheimen Gesellschaften, und unter Anderen die der Carbonaris und der Menschenrechte, die aus Republikanern beständen, einen gefährlichen Zuwachs erhalten hätten, daß sie überall Verzweigungen hätten, und daß man sogar einige neue Aufstände in Paris, Lyon und einigen anderen großen Städten fürchte; aber glücklicherweise, sagte mir Herr von Saint-Marie, wacht die Regierung, und ihre Festigkeit wird in dem Interesse Aller ebenso stark sein, denn endlich, wie unser Präfect richtig sagte:

Alles steht mit einander in Verbindung. Die rechtmäßige Monarchie ist besonders ein Einfluß der Religion, und ist die Religion nicht die Achtung der Sitten? der Schutz Aller Familienbanden? die Heiligkeit der Ehe?

Herr von Saint-Marie verließ mich, indem er zu mir sagte, er rechne bei den bevorstehenden Wahlen auf mich als auf einen der wichtigen Gutsbesitzer des Departements, welche in ihrem eigenen Interesse ihren ganzen Einfluß anwenden könnten und müßten, um den ministeriellen Candidaten zu unterstützen und siegen zu lassen; die Anempfehlungen des Herrn von Saint-Marie stimmten so mit meiner Meinung überein, daß er entzückt über meine Versprechungen abreiste.

— Glauben Sie mir, mein lieber Herr Duplessis, — sagte er beim Abschiede zu mir, — der Augenblick ist ernst, die schlechten Leidenschaften regen sich, . . . und mit welcher Maske sie sich auch bedecken mögen, unsere Feinde sind und werden immer die Jakobiner und die Revolutionäre sein.

Als ich allein war, erinnerten mich die letzten Worte: Jakobiner, Revolutionäre, durch eine sonderbare Verbindung meiner Gedanken an Jean Raymond und seine Mutter.

Wo sind sie?

Was ist aus dieser liebenswürdigen, so kraftvollen und sanften Frau geworden? ... Ach! ich fühle es ... nein, mein Herz ist nicht für immer gestorben, denn bei der bloßen Erinnerung an Madame Raymond schlägt es für sie wie früher ... wie vor ohngefähr elf Jahren, da ich sie als Jüngling zum ersten Male sah.

Elf Jahre . . . welche Veränderung diese Jahre in ihren . . . einst entzückenden Zügen müssen hervorgebracht haben . . . Welches Glück für mich . . . sie in der ganzen glänzenden Reife ihrer Schönheit gesehen zu haben, . . . und unter diesem Eindrucke, der immer dauern wird, noch jetzt zu sein.

. . . .

15ten April 1829.

Seit beinahe zwei Monaten hatte ich keine Seite, kein einziges Wort diesem Tagebuche hinzugefügt; wozu

nützt es täglich zu schreiben: Sicherheit, Glück, wieder bessere Gesundheit!

Aber wirklich, ich bin zu glücklich. Albine übertrifft meine Hoffnungen; . . . sie übertreibt auf eine bedauernswerthe Weise ihre negativen Eigenschaften, zu denen ich mir anfangs so sehr Glück wünschte . . .

Ich hatte gewünscht und fand auch anfangs eine sanfte, ruhige Frau ohne Willen, die wenig sprach, noch weniger dachte . . . ich verlangte Nichts weiter . . . Unglücklicherweise habe ich noch weniger, ich bemerke endlich, daß meine Frau ein Automat, eine wahre Maschine wird, welche sich bewegt, um in die Messe zu gehen, ihre Blumen zu betrachten, zu frühstücken, spazieren zu gehen, zu Mittag zu essen, am Abend ihre Billardpartie zu spielen und pünktlich um zehn Uhr zu Bette zu gehen, um wie ein Klotz bis zum folgenden Morgen zu schlafen und dieses automatische Leben wieder von Neuem zu beginnen.

Es wird mir immer schwerer Albinen ein Wort zu entlocken; ich würde einen Abscheu vor einer geschwätzigen Frau gehabt haben, aber ich weiß jetzt wahrlich nicht, ob eine stumme und einfältige Frau nicht noch unerträglicher ist.

In der ersten Zeit beschränkte sich Albine wenigstens nicht darauf, mich gleichgültig wie eine Statue anzuhören: hier und da bewies mir eine Frage oder eine Bemerkung, daß sie der Unterhaltung mit einem gewissen Interesse folgte: jetzt, Nichts! ein trauriges,

ich möchte fast sagen dummes Schweigen; sie vereinigt damit eine immer zunehmende Gefühllosigkeit; sie kümmert sich um Nichts und um Niemand, sie erhielt bereits zwei Briefe von ihrer Mutter, und seit zwei Monaten verschiebt sie trotz meiner Bitten ihre Antwort von einem Tage auf den andern unter dem schönen Vorwande, es sei langweilig zu schreiben.

Die Erstarrung ihres Verstandes wird endlich, wenn ich nicht dafür sorge, zum Blödsinne werden; übrigens wird sie immer corpulenter und scheint höchst glücklich und zufrieden über die Gefühllosigkeit, in welche sie sich mit jedem Tage mehr versenkt; vorgestern richtete ich eine Frage an sie, sie antwortete mir nicht; ich bestand darauf, und dennoch antwortete sie nicht.

— Albine, — sagte ich zu ihr, indem ich sie am Arme berührte, — Sie hören mich also nicht? Woran denken Sie denn?

— An Nichts.

— Wie! Sie leben immer so, ohne an Etwas zu denken?

— Ei ja, — antwortete sie mir mit zufriedener Miene und indem sie jenes thörichte Lächeln zeigte, das mir jetzt immer auf ihren Lippen erscheint, — ei ja, es begegnet mir sehr oft an gar Nichts zu denken.

— Und schämen Sie sich nicht über diese Gefühllosigkeit?

— Das ist mir einerlei.

— Wie? was ist Ihnen einerlei?

— Ei . . . Alles.

Diese mit ihrem ewigen Lächeln begleiteten Antworten machten mich so unwillig, daß ich mich nicht enthalten konnte, heftig zu erwiedern:

— Alles ist Ihnen einerlei, wenn Sie nur Ihre Blumen betrachten, ein vortreffliches Mittagsessen verzehren, und in einem guten Wagen spazieren fahren können.

— Ei . . . ja, — erwiederte sie, indem sie ein Gähnen unterdrückte.

— Ich setze doch voraus, — rief ich, — daß, wenn trotz Ihrer schönen Gleichgültigkeit ich krank, ernstlich krank würde, Ihnen das nicht einerlei wäre? Wohlan! Sie bleiben stumm, wie soll ich Ihr Schweigen deuten?...

Ich hatte nicht nöthig diese Frage zu wiederholen, Albine warf nachlässig ihren Kopf zurück; sie war in ihrem Sessel eingeschlafen.

Augenscheinlich wird ihr Blut zu dick; sie ist bald neunzehn Jahre alt, sie hat eine starke Gesundheit, sie ißt viel, denkt an Nichts, schlägt kein Buch auf, macht sich keine Bewegung, denn jetzt ist es unmöglich sie zu bestimmen zu Fuße zu gehen, selbst um sich in die Kirche zu begeben, und ich will verdammt sein, wenn diese Messen ihrer Seligkeit nützen, denn, unter dem Vorwande die Augen zu schließen und sich zu sammeln, schlummert sie meistens in der Kirche. Noch am letzten Sonntage bemerkte ich gegen das Ende des Gottes=

dienstes, daß sie immer ihr Buch verkehrt gehalten hatte.

Nein, nein, eine solche Erstarrung ist nicht natürlich, das artet in Krankheit aus. Ich werde an meinen Arzt schreiben müssen, um ihn darüber zu befragen. Wenn es übrigens eine Krankheit ist, so greift sie eben nicht die Frische und Gesundheit Albinens an. Ihre Wohlbeleibtheit nimmt immer mehr zu, ohne ihren Wuchs zu entstellen, und sie hat eine so blendende Hautfarbe, so hochrothe Lippen und rosige Wangen, daß . . .

Wohlan! ja, warum soll ich es mir nicht selbst trotz meinem Abscheu vor den Blondinen und starken Frauen gestehen, ich fühle zuweilen in dem Maße, als meine Gesundheit zurückkehrt und meine Kräfte wiederkehren, das Verlangen ein Mal des Abends das Schlafzimmer meiner Frau zu betreten. Erweckt mir die Einsamkeit, der Mangel an Vergleich diese gefährliche Lust, auf meine doch so weise und vernünftige Zurückhaltung zu verzichten?

Nein, nein, keine unverbesserliche Thorheit! Wenn der Teufel mich jemals zu sehr versuchen sollte, was ich durchaus nicht hoffe, so gibt es in dem Flecken Chambly hübsche Mädchen, und mein Kammerdiener ist ein schlauer und verschwiegener Mensch.

. . . .

VIII. Capitel.

Fortsetzung des Tagebuches.

Mai 1829.

Sollte ich mich denn in meiner Weise die Ehe in das Auge zu fassen geirrt haben, besonders aus dem Gesichtspunkte eines zurückgezogenen Lebens wie ich eben führe, und womit ich immer mehr zufrieden bin? Hätte ich nicht, statt zu versuchen, den Verstand und den Körper meiner Frau in den Ausübungen der Frömmigkeit zu erstarren, statt mich eisigkalt gegen sie zu zeigen, sie vielmehr wie eine Geliebte behandeln, ihre Einbildungskraft, ihren Verstand aufregen sollen? ...

Ja, ja, und dann würde ich in dem Augenblicke, wo ich jetzt schreibe, statt für meine Frau Versuchungen zu empfinden, die mich überraschen und denen ich zu widerstehen wissen werde, zuverlässig Ueberdruß empfinden. Sobald aber einmal das Herz und die Sinne einer Frau geweckt sind, ... wessen ist sie dann nicht

fähig, wenn sie bemerkt, daß man ihrer überdrüssig ist . . . Nein, nein, es ist noch besser, Albine ist so, wie sie ist.

Das Beste hat auch sein Unangenehmes, es gibt kein immer gleiches und vollkommenes Glück; was sind am Ende die kleinen Aergernisse, die kleinen getäuschten Hoffnungen, welche mir die Erstarrung Albinens verursachen, gegen jene schrecklichen ehelichen Auftritte, von denen ich so oft Zeuge oder Theilnehmer während meines Junggesellenlebens war; Albine ist ein vortreffliches Wesen, und endlich besteht das Unrecht der armen Frau darin, mir zu sehr gehorcht, zu sehr den Einflüssen nachgegeben zu haben, mit denen ich sie umgab. Wohlan, Nichts ist verloren, an mir ist es sie ein wenig aus ihrer Erstarrung aufzuwecken, ihren Verstand leicht zu erhellen, kurz, sie zu dem Punkte zurückzuführen, wo sie war, ehe sie, wie ich soeben sagte, ihre negativen Vorzüge übertrieb, und dann endlich werde ich sie nöthigen viel zu gehen, und sie eine mäßigere Diät beobachten lassen.

Wie nützlich es ist seine Gedanken niederzuschreiben! sie so zu sagen sich materiell unter der Feder entfalten zu sehen! Sie scheinen sich dann aufzuklären, sich noch bestimmter auszudrücken, und man unterscheidet viel heller das Wahre von dem Falschen. So war ich bei dem Anfange dieser Seite aufgeregt, fast entmuthigt, während ich sie mit einem tiefen Gefühle der Hoffnung schließe.

. . . .

20ten April 1829.

Trotz meiner Entschlüsse der Kälte führte ich heute Abend, ich weiß nicht welcher unglückseligen, ohne Zweifel durch den verwünschten alten Burgunder verursachten Verführung nachgebend, zuerst Albinen nach ihrem Zimmer zurück, und entfernte mich einen Augenblick; indem ich hierauf an ihre Thür zurückkehrte, klopfte ich an, und sie öffnete mir in vollem Vertrauen; nach einigen Augenblicken der Unterhaltung wollte ich sie umarmen; jetzt, ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit ablegend, entfernte sie sich von mir mit einem unglaublichen Ausdrucke des Ekels und Widerwillens; ich wollte mich ihr wieder nähern, aber sie rief mit empörter Miene aus, wobei sie den Schellenzug ergriff:

— Kommen Sie mir nicht zu nahe! . . . oder ich klingele Madame Claude . . .

Hierauf fügte sie mit einem Ausdrucke bitteren Vorwurfes und schaudernd vor Zorn hinzu:

— Sind das Ihre Versprechungen! Entfernen Sie sich, mein Herr, entfernen Sie sich aus meinem Zimmer . . . Und nehmen Sie sich in Acht, erinnern Sie mich nie an Umstände, die mich einen Haß gegen Sie fassen lassen würden . . .

Der Ausdruck Albinens war so aufrichtig, ihre Gesichtszüge, die gewöhnlich so gefühllos und schüchtern waren, bezeugten eine solche Umwandlung, daß ich aus Furcht vor einem lächerlichen Scandale, denn sie ließ den Schellenzug nicht los, das Zimmer verließ.

Das wird für mich eine Lehre sein. Die Abneigung Albinens wird mich wider meinen Willen retten, wenn ich so sinnlos wäre, noch ein Mal einer solchen flüchtigen Regung nachzugeben.

Und Albine schien mir doch an diesem Abende schön ... als sie sich stolz, erzürnt, mit funkelndem Auge, aufgeblähter Nase, mit purpurrother Wange ... klopfendem Busen, aufrichtete.

Sie ist aber doch meine Frau ... ich habe meine Rechte, ich fühle mich in dem Maße, als die Regelmäßigkeit meines Lebens meine Gesundheit wieder befestigt, wieder jung werden ... Ich bin endlich sehr thöricht, durch den Widerstand Albinens mich abhalten zu lassen...

Ja, aber angenommen, daß es mir gelingt den Widerwillen meiner Frau zu überwinden, wer sagt mir, daß nicht bald auf meine befriedigte Laune der Ueberdruß folgen wird? Wer sagt mir, daß, nachdem es mir bis jetzt über meine Hoffnungen gelang das Blut Albinens zu erkalten, sie nicht ganz anders aus dieser Erstarrung, aus der ich sie so unvorsichtigerweise geweckt hatte, hervorgehen würde? Wer sagt mir, daß sie nicht dann einen Widerwillen gegen dieses ruhige und einsame Leben fassen wird, das mir so gefällt, und das sie annehmen zu lassen mir so gut gelang!

Ohne Zweifel werde ich, indem ich meine eheliche Gewalt anwende, meine Frau bei mir zurückhalten; aber welche Streitigkeiten, welche Qualen, welche Kämpfe,

kurz, welche Hölle verglichen mit der Ruhe und Sicherheit, die ich bis jetzt genoß?

Nein, nein, der Naturtrieb meiner Frau diente mir unendlich; große Unglücksfälle hätten sich vielleicht eines Tages ereignet, wenn sie meine Versuchung getheilt hätte.

Noch ein Mal, wenn der Teufel mich gar zu sehr versuchen sollte, so gibt es hübsche Mädchen in Chambly, und ich habe eine kleine freistehende Meierei an der Grenze dieses Fleckens, die mir vortrefflich zum kleinen Hause dienen könnte.

Was sich gestern zutrug, wird mir zur Lehre dienen, und ich werde keinen Augenblick der Thorheit mehr zu bereuen haben; er wird im Gegentheile dazu gedient haben meine Vernunft wieder zu befestigen, indem er mir die Gefahr zeigte.

Ich bin aber ziemlich unruhig zu erfahren, wie morgen der Empfang Albinens sein wird.

. . . .

21. April 1829.

Ich erfuhr heute Morgen von Madame Claude, Albine sei nicht in die Messe gegangen, und habe während der Nacht ziemlich unruhig geschlafen; sie stand aber zu derselben Stunde wie gewöhnlich auf, schlug aber statt den Weg nach der Kirche, den nach dem Parke ein, in welchem sie lange spazieren ging; bei ihrer Rückkehr trat sie in den Salon, wo ich sie vor dem Frühstücke erwartete; ihr Gesicht zeigte eine

ungewöhnliche Aufregung; bei meinem Anblicke erbebte Albine, ein schmerzlicher Ausdruck hatte ihre Züge zusammengezogen; ich ging ihr entgegen, indem ich ihr herzlich die Hand reichte.

— Ich gebe Ihnen mein Wort als rechtschaffener Mann, daß Sie sich niemals mehr über mich zu beklagen haben werden.

— Dieses Wort ... hatten Sie mir doch schon gegeben ...

— Es ist wahr ... meine liebe Albine; ... aber ich schwöre Ihnen ...

»— Hören Sie mich an, — sagte sie, indem sie mich unterbrach, — ich fordere Sie mehr noch in Ihrem Interesse als in dem meinigen dazu auf; erneuern Sie nie den Auftritt von gestern Abend; hören Sie, warum: Ich habe mich ergeben hier zu leben, überall Ihren Willen zu thun, und so zu sagen ohne Gedanken und Ueberlegung zu leben. Dieses fast thierische Leben ist thöricht, aber ich bin vielleicht durch Sie selbst in einen solchen Zustand von Erstarrung versunken, daß ich nicht einmal mehr die Kraft habe etwas Anderes zu wollen als was Sie wollen. Meine Worte setzen Sie in Erstaunen und mich auch, denn ohne die gewaltsame und schmerzliche Erschütterung von gestern Abend hätte ich sicherlich nicht daran gedacht mit Ihnen so zu sprechen. Noch ein Wort. Nicht wahr, es gefällt Ihnen, daß ich immer schlafe? Wohlan! hüten Sie sich mich zu wecken! Denn, bedenken Sie, mein Herr, daß mit dem Erwachen

uns die Ueberlegung des Vergleiches, das Bewußtsein unserer Würde, das Gefühl unserer Rechte zurückkehrt. Auf die Vernichtung folgt endlich das Leben ... Sie verstehen, mein Herr ... das Leben mit allen seinen Leidenschaften, seinem Willen, seinen Empörungen oft gegen Alles, was ungerecht, grausam, oder einfacher Weise sehr langweilig ist ... Nachdem ich dies gesagt und Sie es verstanden haben, willige ich ein die Vergangenheit zu vergessen, aber ich fordere Sie auf sie nicht zu vergessen.«

Die Worte Albinens verwirrten mich; diese wenigen, mit einer klaren und festen Stimme gesprochenen Worte waren für mich wie eine Offenbarung; nie hätte ich meine Frau für fähig gehalten, sich mit dieser Bestimmtheit, dieser Gewalt auszudrücken; ich war besonders weit davon entfernt zu denken, sie habe das Bewußtsein der Erstarrung, in welcher sie lebte, und der sie sich doch fügte.

Ich muß also meine thörichte Laune von gestern Abend doppelt bedauern. Sie hat vielleicht Albinen geweckt, wie sie so richtig sagt. Wenn sie jetzt nur wieder einschläft.

Wenn sie sich besonders, was sehr gefährlich wäre, nur nicht blos stellt als ob sie wieder einschliefe.

Ha! verwünscht, verwünscht sei meine Thorheit. Ich war so glücklich, so ruhig, und so voll Sicherheit ...

30. April 1829.

Und das Gewitter zog grollend über

meinem Kopfe vorüber, sagte ein Dichter ... Ich sage wie jener Dichter: Albine ist wieder ganz eingeschlafen, in Wahrheit wieder eingeschlafen.

O! mein Scharfsinn täuschte sich nicht, denn zwei bis drei Tage lang bemerkte ich noch an ihr eine unbestimmte Aufregung, einige Ungeduld, zuweilen sogar ein Auffahren der Sprache, das letzte Echo ihres Grolles; dann milderte sich allmälig die Aufregung, ihre vor Kurzem erzürnten, funkelnden Augen verschleierten sich unter ihren schwer gewordenen Wimpern; dieses bittere und gezwungene Lächeln machte einem Lächeln gleichgültiger Glückseligkeit Platz; dieser vor Kurzem vor Gemüthsbewegung klopfende Busen scheint jetzt ebenso regungslos wie der Marmor, dessen Härte er hat; mit einem Worte, dieser unbarmherzige Tyrann, die Gewohnheit, errang wieder seine Herrschaft über Albinen; sie wurde wieder, was sie vor vierzehn Tagen war, ... und ich bin wieder der glückliche und ruhige Mann wie vor vierzehn Tagen.

Doppelt glücklich, denn einen Augenblick hielt ich mich in meinem Glücke und in meiner Ruhe bedroht.

Mai 1829.

Arme Albine, wäre sie in die Hände eines Verschwenders gefallen, wie leicht würde es ihm gewesen sein sie zu Grunde zu richten!

In Geldangelegenheiten hat ihre Unwissenheit und Unschuld wahrhaftig keine Grenzen.

Gestern brauchte ich ihre Unterschrift, um einen

Theil von den Werthpapieren ihrer Mitgift zu verkaufen; sie unterzeichnete ohne mich nur zu fragen, warum es sich handelte. Es ist ein Glück für sie, daß ich weder ein Verschwender, noch ein Thor bin. Die Verbesserung meines Gutes, der Bau meiner Schafställe und Musterställe, meine Ankäufe von Vieh, meine ungeheuren Urbarmachungen, kurz meine mannichfaltigen Verbesserungen kosten mir ungeheures Geld; ich gestehe sogar, daß diese Ausgaben meine Voraussichten überschreiten, und daß ich in diesem Augenblicke mit Schulden überladen bin, aber es ist eine vortreffliche Anlage, und wenn auch spät, so wird der Nutzen davon doch nicht weniger groß und sicher sein. Außerdem sprach mir mein Verwalter von einer Stärkefabrik, welche in der Nachbarschaft errichtet worden ist; er räth mir achtzig oder hundert Tausend Franken darin anzulegen. Das würde fünfundzwanzig bis dreißig Procent eintragen, und ich werde auf diese Weise auf der einen Seite mit dem Gewinne die Ausgaben der Erzeugung decken, welche ich für die Verbesserung meines Gutes mache. Ich prüfe das Geschäft, und wenn es sich so verhält, wie man mir sagt, so werde ich es abschließen.

. . . .

Mein Tagebuch war einige Zeit in Folge wichtiger Ereignisse unterbrochen worden, welche anfangs mit Albinen ganz und gar nicht in Berührung standen. Diese Ereignisse ließen mir nicht diejenige Geistesfreiheit, daß ich ohne Unterbrechung diese Arbeit hätte fortsetzen

können, welche ich mir auferlegt hatte. Ich werde daher diese Lücke mit der Erzählung der Vorfälle ausfüllen, von denen ich sprach.

Eines Morgens, in den ersten Tagen des Monats Mai, bei der Rückkehr von einem in meine Meiereien unternommenen Ausfluge erhielt ich folgendes Billet:

»Mein Herr,«

»Es ist in geringer Entfernung von Ihrer Wohnung und eine Viertelmeile weit von dem Flecken Chambly ein verfallenes und verlassenes Haus.

»Haben Sie die Güte sich zwischen drei und vier Uhr allein dorthin zu begeben, man hat Ihnen von Seiten eines ehemaligen Freundes etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, und Sie vielleicht um einen großen Dienst zu bitten.

»Man rechnet auf Ihr gutes Herz, daß Sie sicher kommen werden.«

Die Handschrift dieses Billets war mir unbekannt; ich fragte, woher dieser Brief komme; man antwortete mir, ein Bauerbursche habe ihn gebracht und sich wieder entfernt, sein Botenlohn sei ihm vorausbezahlt gewesen.

Die geheimnißvolle Art dieses Rendezvous, wozu man mich einlud, wunderte mich und reizte meine Neugierde. Ich bemühte mich vergebens zu errathen, wer der Verfasser dieses Briefes und welches der Gegenstand einer solchen Zusammenkunft sein könne.

Einen Augenblick dachte ich, Cäsarine könne viel-

leicht, — ich hatte von ihr schon länger als zwei Jahre Nichts gehört, — bei diesem Schritte im Spiele sein; kurz, ich erwartete mit ziemlicher Ungeduld den Nachmittag. Zur bestimmten Stunde ging ich nach einer jetzt verfallenen Meierei, welche sich wirklich auf halbem Wege zwischen dem Flecken Chambly und la Riballière befand.

IX. Capitel.

Als ich einige Schritte weit von dem Rendezvous ankam, das man mir angedeutet hatte, erblickte ich unter einer Gruppe von Weiden, welche neben den Ruinen gepflanzt waren, einen Mann, der auf einem Steine saß und seinen Hut zu seinen Füßen gelegt hatte; er stützte seine Stirn auf eine von seinen Händen, als ob er in seine Gedanken versunken wäre. Bei dem Geräusche meiner Schritte stand er auf und kam mir entgegen. Es war ein Mann von hoher Gestalt, fünfzig bis fünf und fünfzig Jahre alt; seine Haare waren weiß, die Augenbrauen schwarz, sein Gesicht offen und entschlossen, sein Anzug bescheiden.

— Ich habe die Ehre mit Herrn Ferdinand Duplessis zu sprechen, — sagte er zu mir.

— Ja, mein Herr, und Sie sind ohne Zweifel die Person, welche mir dieses Billet schrieb.

Und ich zeigte es ihm.

— Ich bin es, mein Herr, und ich will Ihnen mit-

theilen, warum ich nicht selbst zu Ihnen kam, ... und wer der Freund ist, von dem ich mit Ihnen sprach ... Dieser Freund ... ist Jean Raymond.

— Ach! um so besser, — rief ich mit angenehmer Ueberraschung, und jetzt glücklich, endlich von Jean Nachrichten zu erhalten; — Sie können unter keinen besseren Vorbedeutungen zu mir kommen, mein Herr ...

— Sie erkennen mich nicht, Herr Ferdinand? — sagte der Unbekannte nach einem Augenblicke des Schweigens zu mir, indem er mich fest anblickte.

Eine dunkle Erinnerung stieg in meinem Geiste auf, als ich den Unbekannten schärfer ansah, aber diese Erinnerung war so verworren, daß sie fruchtlos war.

— Nein, mein Herr, — sagte ich zu ihm, — ich glaube Sie nicht zu kennen ... und dennoch ...

— Und dennoch sind wir einander bereits ein Mal begegnet, Herr Ferdinand, es sind ohngefähr elf Jahre, ... in der Faubourg Saint-Antoine, ... bei der Mutter Jean Raymond's.

— Sie heißen Charpentier! — rief ich aus. — Sie haben durch Kühnheit und Kaltblütigkeit und mit Hülfe Ihrer Freunde Jean's Onkel dem Schaffotte entrissen... Ach! ich freue mich die Hand eines solchen Mannes, wie Sie sind, drücken zu können.

Und indem ich mich der Aufopferung Charpentier's, so bewunderungswürdig in seiner heldenmüthigen Einfachheit, erinnerte, drückte ich ihm herzlich die Hand; dann wurde mein Herz bei dem Gedanken beklommen,

daß ich die unfreiwillige Ursache der Verhaftung von Jean's Onkel und seiner Mutter gewesen war.

Als er mich so betrübt stehen sah, errieth Charpentier ohne Zweifel meine Gedanken, denn er sagte mit barscher Stimme zu mir:

— Wohlan, Herr Ferdinand, denken Sie nicht mehr an jene Zeit, das Böse ist wieder gut gemacht ... Sie hatten aus jugendlicher Unbesonnenheit geplaudert, ohne an etwas Böses zu denken: Jean verzieh Ihnen schon lange.

— Einer unserer gemeinschaftlichen Jugendfreunde, Hyacinth Durand, hatte mir gleichfalls gesagt, Raymond habe keinen Groll mehr gegen mich ... Unglücklicherweise ist Hyacinth gestorben, — sagte ich mit neuer Beklommenheit des Herzens, — und er allein hätte mich wieder mit Jean in Verbindung setzen können; aber nach dem Tode unseres Freundes ging ich auf Reisen, dann verheirathete ich mich und erhielt wieder keine Nachricht von Jean. Ich danke Ihnen daher doppelt, Herr Charpentier, denn Sie werden mir von dem besten Freunde meiner Jugend erzählen, und wenn meine Hoffnung nicht getäuscht wird, so werden Sie mir sagen, welchen Dienst ich ihm erzeigen kann.

— Sie können ihn retten ... ihn ... und seine Mutter, Herr Ferdinand.

— Seine Mutter? was sagen Sie? ... Großer Gott! was ist ihnen denn begegnet?

— Herr Ferdinand, — begann Charpentier wieder,

indem er mich fest ansah, — Sie waren Page und Garde du Corps des Königs ... Sie sind Royalist, was beweist, daß es rechtschaffene Leute unter allen Parteien geben kann ...

— Ja, Herr Charpentier, ich bin Royalist, ... aber ohne daß meine politischen Meinungen übertrieben sind ...

— Es mag sein, Herr Ferdinand. Aber am Ende sind Sie Royalist ... Wohlan! werden Sie Jean, ... dem Republikaner, ... der in Todesgefahr ist, und in diesem Augenblicke, wie seine Mutter und ich von der Polizei verfolgt wird, eine Zufluchtsstätte gewähren?

Die Mittheilung Charpentier's machte mich sehr besorgt um das Schicksal Jean's und seiner Mutter; doch empfand ich zu gleicher Zeit eine gewisse großmüthige Zufriedenheit bei dem Gedanken das Böse wieder vergelten zu können, was ich einst gestiftet hatte; ich rief daher voll Feuer aus:

— Herr Charpentier, meine alte Freundschaft gegen Jean würde mir bereits eine Pflicht daraus machen alle Mittel zu versuchen, ihn zu retten; Sie wissen, welches Unglück ich einst durch meine Plauderhaftigkeit gestiftet hatte, welche schrecklichen Folgen beinahe daraus hervorgingen ...

— Schön, schön, Herr Ferdinand, — sagte Charpentier zu mir, indem er mir die Hand reichte, während eine Thräne in seinen Augen glänzte; — Jean hatte sich nicht geirrt ...

— Aber wo ist er? was ist ihm begegnet? warum wird er und seine Mutter verfolgt?

— Jean ist das Haupt einer unserer geheimen Gesellschaften. Ein großer republikanischer Aufstand sollte zu gleicher Zeit in Paris, Lyon, Lille und Metz losbrechen. Die Verschwörung wurde von der Polizei entdeckt oder ihr hinterbracht, unsere Niederlagen von Waffen und Pulver wurden mit Beschlag belegt, einige Sectionshäupter verhaftet, der Briefwechsel aufgefangen, Alles um kein Aufsehen zu machen; aber glücklicherweise, ... denn das war in der That ein Glück, wurde Jean acht Tage vor der Entdeckung der Verschwörung durch einen Degenstich gefährlich verwundet.

— Armer Jean! Und wie kam das?

— Ein Duell in einem politischen Streit mit einem Officier der Schweizergarde ...

— Und jetzt, wie befindet sich Jean?

— Sehr schlecht. Sie werden es begreifen, Herr Ferdinand; mit einer Wunde mitten in der Brust und in einem Gesundheitszustande, welcher die größte Schonung verlangte, sich genöthigt sehen zu fliehen und sich zu verbergen.

— Und Madame Raymond! Wie befindet sie sich, ist sie gleichfalls compromittirt?

— Sie! Herr Ferdinand! Glauben Sie etwa, sie habe ihren Sohn den Kopf auf das Spiel setzen lassen, ohne den ihrigen mit zu wagen?

— Was sagen Sie? Madame Raymond kannte die Verschwörung?

— Sie war die Seele davon; ja, sie, mit ihrer sanften Stimme und ihrem Engelsgesichte! Man berieth sich bei ihr; sie gab, was sie konnte, um Pulver und Waffen zu kaufen; sie begeisterte die Lauen, mäßigte die Feurigsten, besänftigte die Spaltungen; indem sie uns immer für die Heiligkeit unserer Sache begeisterte, sagte sie, diejenigen wären nicht würdig für die Freiheit zu kämpfen, welche kein erhabenes Herz zeigten und keiner Aufopferung fähig wären.

— Ach! ich hatte sie richtig beurtheilt! sie ist eine Frau aus dem alten Rom! — rief ich aus: — und durch welchen Zufall entging sie den Verfolgungen?

— Als Jean den Degenstich erhalten, sagte der Arzt, die Folgen der Wunde könnten sehr gefährlich werden, wenn der Kranke nicht körperlich und geistig ganz ruhig bliebe; darauf brachte Madame Raymond ihren Sohn nach Sceaux, um ihn zu verpflegen, indem sie Niemand außer mir sagte, wohin sie sich mit Jean zurückziehe; sonst wären unsere Freunde gekommen ihn zu besuchen, man hätte von dem bevorstehenden Aufstande gesprochen und dies würde Jean zu sehr aufgeregt haben. Diese Wunde war fast ein Glück, denn als die Polizei ihre Nachforschung in der Faubourg Saint-Antoine bei Madame Raymond anstellte, fand sie Niemand, aber man belegte Papiere, Waffen und Munition mit Beschlag . . .

Von einem unserer Leute hiervon unterrichtet, miethete ich mir ein Pferd, brach mit verhängtem Zügel auf, kam in einer halben Stunde nach Sceaux, und theilte Jean und seiner Mutter Alles mit; die Diligence von Orleans kam um sieben Uhr Abends nach Bourg-la-Reine. Ich bestimmte Madame Raymond mit Jean abzureisen, obgleich er noch schwach war; glücklicherweise fanden wir Plätze in der Diligence; am folgenden Morgen kamen wir nach der letzten Station vor Orleans; dort stiegen wir aus, und ließen absichtlich die Diligence wieder abfahren, denn wir hatten keine Pässe und in einer Stadt würde man sie sicher von uns gefordert haben.

— Und was thaten Sie nun?

— Jean litt in Folge der Beschwerden der Reise furchtbar. Wir kehrten in einem Wirthshause ein, indem wir sagten, wir hätten die Diligence verfehlt. Wir nahmen ein Zimmer; Madame Raymond verband die Wunde ihres Sohnes, dann beriethen wir uns. Nach Paris zurückzukehren, hieß Alles wagen. Unsere Freunde, bei denen wir eine Zufluchtsstätte hätten suchen können, waren entweder verhaftet, oder in Verdacht. Jean sprach aber davon sich selbst auszuliefern, um das Loos unserer Brüder zu theilen.

— Das wäre ein nutzloser Heldenmuth gewesen, — sagte ich zu Charpentier; — seine Mutter mußte diesen Gedanken bekämpfen.

»— Wenn Du nicht verwundet wärest, — sagte sie

zu Jean, — so wäre ich Deiner Meinung; aber Dich jetzt verlassen, wo Deine Wunde Dein Leben in Gefahr setzt, mich von Dir trennen, ... denn wir würden nicht ein und dasselbe Gefängniß erhalten, das geht über meine Kräfte.«

— Arme Frau! ... Und was haben Sie nun beschlossen?

— In dem Zimmer, in welchem wir waren, war zufällig eine Karte von Frankreich an der Wand aufgehängt. Jean, der auf dem Bette ausgestreckt lag und lächeln wollte, um uns zu beruhigen, bat mich diese Karte abzunehmen, und wir sahen nun zu, welche Reiseroute wir einschlagen könnten. Nach Verlauf von einigen Augenblicken sagte Jean zu uns, indem er uns auf der Karte diese Stadt andeutete: Châteauroux; nicht weit davon ist das Schloß Ferdinands, im Innern der Provinz Berry, ein abgelegener Ort ... wo er seit seiner Verheirathung wie ein Philosoph lebt.

— Jean wußte also von meiner Verheirathung?

— Ja, Herr Ferdinand, eine Freundin seiner Mutter kennt eine Freundin der Familie Ihrer Frau; auf diese Weise hat er vor einiger Zeit erfahren, daß Sie hier sehr zurückgezogen leben. — Madame Raymond, als sie so ihren Sohn von Ihrer abgelegenen Wohnung tief im Innern der Provinz Berry sprechen hörte, rief: — »Doch, da fällt mir ein, warum sollten wir uns nicht an Deinen Freund wenden? er war einst unvorsichtig und plauderhaft wie ein Kind, aber seine Reue bewies,

daß sein Herz gut war ... Er ist ein Mann von Ehre, warum sollten wir ihn nicht, wenn auch nur bis zu Deiner Genesung um eine Zufluchtsstätte bitten? Was meinen Sie dazu, Charpentier?«

— In der Lage, in welcher sich Jean befindet, — sagte ich zu seiner Mutter, — wäre es ihm unmöglich lange die Beschwerden und Besorgnisse wie in dieser Nacht zu ertragen, und wenn Herr Duplessis einwilligte ihm eine Zufluchtsstätte zu geben, so wäre es das Beste, was wir thun könnten.

— Und was sagte Jean zu diesem Vorschlage? — fragte ich Charpentier voll Bangigkeit. — Hoffentlich zweifelte er keinen Augenblick an mir?

— Nein ... denn er erwiederte: — Ich kann Ferdinand nur nach mir beurtheilen, und wenn er morgen, obgleich er Royalist ist, von mir eine Zufluchtsstätte verlangte, so würde ich sie ihm, und stände mein Leben auf dem Spiele, gewähren.

— Schön, Jean, — rief ich gerührt, — ich danke Dir, mein Herz nach dem Deinigen beurtheilt zu haben; nein, nein, Du hast Dich nicht geirrt.

— Als unser Plan beschlossen, mußten wir Châteauroux so viel als möglich auf Feldwegen erreichen. Madame Raymond ließ den Gastwirth kommen, und sagte zu ihm, ihr Sohn wäre brustkrank, das Schütteln und schnelle Fahren in öffentlichen Wagen würde ihm verderblich sein, sie möchte gern ein Mittel finden, sich in kleinen Tagereisen in die Gegend von Châteauroux zu

begeben, und sie werde gut bezahlen. Wenn kein Wagen da sei, so läge ihr wenig daran, sie würde sich mit einem Karren begnügen, wenn er nur verdeckt wäre, und ihr Sohn auf ihm bequem ausgestreckt liegen könnte. Zwei Stunden darauf hatte der Gastwirth für uns eine Art von bedecktem Möbelwagen mit einer Bank vorn und einer in dem Hintergrunde ausgebreiteten Matratze ausfindig gemacht; ein gutes Pferd war vorgespannt, das zehn bis zwölf Meilen täglich zurücklegen konnte. Er konnte uns zuvörderst in einem Zuge bis vier oder fünf Meilen jenseits Orleans fahren.

Der Fuhrmann war früher Soldat gewesen. Nach zwei Stunden, während ich mich mit ihm unterhalten hatte, sah ich, daß wir mit einem wackern Manne zu thun hatten; er schien gerührt über die Pflege, welche Madame Raymond ihrem Sohne angedeihen ließ. Ohne unsern Führer im Geringsten in das Geheimniß zu ziehen, sagte ich zu ihm, es liege uns daran, Châteauroux auf der am wenigsten besuchten Straße zu erreichen. Er verstand mich ohne weitere Erklärung und antwortete mir: Sein Sie unbesorgt; ich kenne die Gegend, ich war lange Bote zwischen Orleans und Vierzon. Wenn wir querfeldein fahren, so werden wir fast alle Städte vermeiden, und in kleinen Dörfern übernachten.

So kamen wir gestern Abend zwei Meilen weit von Châteauroux an. Unser Führer ging aus Vorsicht allein in diese Stadt, erkundigte sich nach Ihrem Schloß und brachte uns einen Miethwagen mit, der uns heute

Morgen nach Chambly fuhr ohne durch Châteauroux zu gehen, wo wir die Abforderung unserer Pässe zu befürchten hatten.

— Und Jean ... wie ertrug er mit seiner Wunde diese lange Reise? ...

— Sehen Sie, Herr Ferdinand, ich wage es nicht Madame Raymond zu sagen, ... aber Jean's Zustand beunruhigt mich ... Zwei oder drei Male sah ich seine Lippen mit Blut sich färben, ... und es gelang ihm diese schlimmen Symptome seiner Mutter zu verbergen ...

— Armer Mensch; ... wahrscheinlich eine Folge der Strapaze; glücklicherweise ist er an dem Ziele seiner Reise. Aber warum sind Sie nicht direct zu mir gekommen, statt mir hier ein Rendezvous zu geben, Herr Charpentier?

— In Chambly fragte ich nach der Adresse Ihres Schlosses. Indem ich dahin gehen wollte, bemerkte ich dieses verfallene Haus ... In dem Augenblicke, als ich bei Ihnen eintreten wollte, überlegte ich, es würde, wenn ich später in Jean's und seiner Mutter Interesse genöthigt wäre in Ihrer Wohnung zu erscheinen, vielleicht vorsichtiger sein, dort noch nicht gesehen worden zu sein; da entschloß ich mich Ihnen zu schreiben und Ihnen ein Rendezvous in diesem verfallenen Hause zu geben, das Ihnen gewiß bekannt sein mußte.

— Jean und seine Mutter sind also in Chambly? — sagte ich zu Charpentier, nachdem ich lange über die besten Mittel zur Rettung dieser Geächteten nach-

gedacht hatte. — Sie in la Riballière zu verbergen, ist unmöglich; ich müßte sonst die Dienerschaft durchaus in das Vertrauen ziehen, und ich vertraue ihrer Verschwiegenheit nicht so sehr, um eine solche Unvorsichtigkeit zu begehen: das wäre zu viel gewagt.

— Ich begreife es, Herr Ferdinand, aber was sollen wir dann anfangen?

— Ich werde Jean und seine Mutter so herzlich wie Freunde empfangen, welche zu mir kommen, um einige Zeit bei mir auf dem Lande zuzubringen. Sie werden nur einen falschen Namen annehmen müssen.

— Auf den ersten Blick, Herr Ferdinand, scheint mir diese Maßregel unvorsichtig; aber im Grunde halte ich sie für vernünftig; man kennt Sie gewiß in der Gegend als Royalist; man wird bei Ihnen keine Republikaner vermuthen.

— Und, noch besser, — sagte ich, indem ich Charpentier unterbrach, — wenn Madame Raymond dieser Gedanke nicht zuwider ist, so wird sie, um den Verdacht ganz abzuwenden, nicht allein einen andern Namen führen, sondern auch einen Titel . . . Gräfin oder Marquise . . . annehmen, . . . und sogar . . . ich möchte noch weiter gehen, — fügte ich hinzu, indem ich überlegte, — denn endlich, wenn man glaubt, Jean wäre mit seiner Mutter entflohen, so werden die steckbrieflichen Nachrichten dem zu Folge gegeben sein . . .

— Ohne Zweifel, Herr Ferdinand, denn man weiß

gewiß, daß Mutter und Sohn eben nicht getrennt von einander reisen.

— Außerdem muß ich Ihnen sagen, daß man trotz der Abgelegenheit meiner Wohnung in Chambly, sogar durch Chambly in Châteauroux immer weiß, was bei mir vorgeht, bald durch die Dienerschaft, welche nach dem Flecken geht, bald durch Lieferanten, kurz immer durch Solche, welche hingehen und herkommen. Wenn sich aber nun in der Umgegend das Gerücht verbreitete, der Herr Marquis und die Frau Marquise von Berteuil (ich nenne gerade den Namen Berteuil, es könnte auch ein anderer sein) wären in Begleitung ihres Sohnes in diesem Augenblicke bei Herrn Duplessis, wo sie einige Zeit zubringen wollen, wer würde diese Familie mit Madame Raymond und ihrem Sohne in Verbindung bringen, welche vor der Strenge der Gerichte fliehen? Würden wir so nicht den Verdacht ablenken?

— Das Mittel wäre schon gefunden, Herr Ferdinand. Nur sehe ich nicht recht ein, wer der in Rede stehende Marquis sein sollte.

— Sie, Herr Charpentier . . . wenn Madame Raymond darein willigt; sind Sie nicht ihr und den ihrigen mit Leib und Seele ergeben?

— Ergeben genug, um für einen Marquis zu gelten, wenn ich nur so aussähe . . . Aber sehen Sie, Herr Ferdinand, obgleich alles dies nichts Scherzhaftes ist, so kann ich mich doch nicht des Gedankens erwehren,

daß ich eine sonderbare Figur spielen würde ... wenn ich mich Marquis rufen hörte ...

— Ei! mein Gott! ich weiß es wohl, mein Einfall ist wunderlich und lächerlich, aber er kann Jean, seine Mutter und Sie aus einer schlimmen Lage retten, und diesem armen und wackern Freunde Zeit lassen zu genesen. Dann werden wir für etwas Anderes sorgen, wenn es sein muß; aber was die Gegenwart betrifft, so ist das Wichtigste, Jean den Gefahren und Beschwerden eines Geächteten zu entreißen; es ist schon ein Wunder für ihn, daß er ohne Hindernisse bis hierher kommen konnte. Benutzen wir also auf jede Weise dieses Glück. Uebrigens berathen Sie sich mit Madame Raymond; ihr ausgezeichneter Verstand und ihre Liebe gegen Jean werden ihr das beste Verfahren eingeben; aber man muß eilen, und nach meiner Meinung ist das der Weg, den man einschlagen muß: es ist vier Uhr; in zwanzig Minuten sind Sie in Chambly.

— Sehr wohl!

— Sie sind ohne Zweifel in dem Wirthshause zum Weißen Kreuze eingekehrt?

— Ja, Herr Ferdinand.

— Sie kehren dahin zurück, Sie theilen Madame Raymond und Jean meinen Plan mit ... Wenn Sie dabei irgend etwas Unpassendes finden oder irgend eine Aenderung vornehmen sollten, so kehren Sie hierher zurück, wo ich anderthalb Stunden auf Sie warten will, und dann werden wir weiter überlegen; wenn ich

Sie dagegen nicht zurückkehren sehe, dient mir das als Beweis, daß Jean und seine Mutter meinen Plan annehmen, und zwischen sechs und sieben Uhr fahre ich ganz offen nach Chambly, um den Herrn und die Frau Marquise von Verteuil und ihren Sohn in meinem Wagen abzuholen und sie nach meiner Wohnung zu führen. Ich übernehme es meiner Frau und meiner Dienerschaft einen Grund anzugeben, der dieser unerwarteten Ankunft das Sonderbare nehmen wird. Wir werden dann Das, was wir ferner zu thun haben, mit Jean und seiner Mutter auf der Fahrt von Chambly nach meinem Schlosse weiter besprechen.

— Sie sind ein wackeres und gutes Herz, Herr Ferdinand, — sagte Charpentier zu mir, indem er mir voll Rührung die Hände drückte. Ich kehre nach Chambly zurück . . . Es ist also Alles verabredet! Wenn Sie mich in einer Stunde, höchstens in fünf Viertelstunden nicht zurückkehren sehen, so ist das ein Beweis, daß Madame Raymond annimmt, was Sie vorschlagen.

— Und dann rechnen Sie auf mich zwischen sechs und sieben Uhr.

Und Charpentier entfernte sich rasch.

X. Capitel.

Während ich so wartete, ob Jean's Abgesandter zurückkehren würde oder nicht, empfand ich anfangs jene stolze Zufriedenheit der Seele, welche uns das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht gewährt; ich dankte dem Zufalle, daß er mich in den Stand setzte, theilweise das Böse wieder gut zu machen, das ich einst gestiftet hatte; ich erinnerte mich mit schwermüthiger Rührung meiner ersten und einzigen Zusammenkunft mit Madame Raymond, dieser liebenswürdigen Frau, welche auf mich einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte, daß die Zeit, ohne ihn im Entferntesten zu vertilgen, ihn vielmehr tief in mein Herz eingeprägt hatte; welche Freude war es daher auch für mich, ihr nach so vielen Jahren einen ausgezeichneten Dienst zu erzeigen, ihr einen Beweis dieser Liebe zu geben, die ihr immer unbekannt gewesen war, und die sie nie kennen lernen durfte.

Diese Betrachtungen stimmten überein mit der Groß-

muth meiner ersten Regung. So gleichsam unversehens durch die Mittheilung Charpentier's gefangen, hatte ich meinen Beistand versprochen und angeboten, indem ich jede Nebenrücksicht vergaß; aber nachdem sich Charpentier entfernt, besänftigte sich die erste Begeisterung, welche mir das Andenken der Madame Raymond eingeflößt hatte, ich dachte an die Folgen meiner Versprechungen, nämlich an den Aufenthalt Jean's und seiner Mutter in meinem Hause. Ich ward plötzlich von tausend Befürchtungen befallen, indem ich meine persönliche Lage in das Auge faßte.

Nothwendigerweise mußte Albine im vertrauten Umgange mit Madame Raymond und ihrem Sohne leben; nun aber, obwohl ich durch meine treuherzige Selbstsucht über die Lebensweise verblendet war, welche ich Albinen auferlegte, obwohl ich sie wirklich für die glücklichste der Frauen hielt, so weiß ich doch nicht, welcher unwillkürliche Instinct der Gerechtigkeit und Wahrheit mich fürchten ließ, eine Frau von dem Verstande und Charakter der Madame Raymond könne die Lage Albinens beurtheilen; dann endlich, eine in meinen Augen bei Weitem noch beunruhigendere Furcht, Jean Raymond war jung und schön; seine Wunde, seine Verbannung machten ihn interessant; ich kannte seinen Verstand, die Erhabenheit seines Charakters, den Adel seines Herzens; seine seltenen Vorzüge mußten mit den Jahren zugenommen haben. Welche Folgen würde es für meine Ruhe, meine Eigenliebe und meine Ehre

vielleicht (soweit ging ich) haben, wenn meine Frau, was doch nothwendig geschehen mußte, einen Vergleich zwischen mir und Jean anstellte?

Seltsamer Widerspruch! ich liebte Albinen nicht, ich hielt sie für thöricht und ebenso kalt und gefühllos wie eine Marmorstatue; ich mußte daher vollkommen ruhig sein und nicht die geringste Eifersucht empfinden ... Bei dem Gedanken an den vertrauten Umgang, der zwischen Jean und meiner Frau sich anknüpfen konnte, quälte mich daher auch nicht die Eifersucht des Herzens, sondern die Eigenliebe, die Furcht vor dem Lächerlichen, wenn mein Freund Albinen den Hof machte. Ein abscheulicher Argwohn; ohne Zweifel verleumdete ich Jean; ich vergaß, daß ja die Gegenwart seiner von ihm so sehr verehrten Mutter der geheiligtste Schutz für meine Ehre sei; ich vergaß vor Allem, daß Jean so großmüthig als Verfolgter von mir aufgenommen, unmöglich schändlicherweise die Gastfreundschaft mißbrauchen konnte ...

Aber ach! ich erinnerte mich daran, wie auch ich schändlicherweise den vertrauten Umgang Hyacinth's mißbraucht hatte.

Von diesen bangen Befürchtungen befallen, erwartete ich die Rückkehr Charpentier's mit unaussprechlicher Angst. Bald wollte ich mir meine Großmuth, meine Charpentier gemachten Anerbietungen vorwerfen, nach welchen, wenn sie angenommen wurden, ein vertrauter Umgang zwischen meiner Frau, Jean und seiner Mutter

stattfinden mußte, woran zu denken ich schon erschrak. Das war noch nicht Alles: die Ruhe, die Regelmäßigkeit meines Lebens würden gestört werden. So vollkommen auch immer die Zurückhaltung und Bescheidenheit meiner Gäste wäre, ich würde dennoch meine Bequemlichkeit nicht mehr so haben, ich würde meine Gewohnheiten des Schlafens nach dem Mittagsessen ändern müssen, kurz, ich würde auf diese fast grobe Ungezwungenheit verzichten müssen, an die ich mich doch so allmälig gewöhnt hatte.

In dem Maße, als diese Betrachtungen sich meinem Geiste darstellten, glaubte ich zu träumen; ich fragte mich, ob ich wirklich Ferdinand Duplessis wäre, der seine Ruhe, seine Bequemlichkeit und seine Sicherheit so sehr liebe, und doch thöricht genug gewesen wäre, sich blindlings in ein solches Wespennest zu stürzen? Meine Verstandesverirrung schien mir in dieser Beziehung unbegreiflich.

Eine einzige Hoffnung blieb mir, nämlich daß Jean und seine Mutter meinen Plan sonderbar oder gefährlich finden würden; die Augen auf den Zeiger meiner Uhr gerichtet, folgte ich daher auch der fortschreitenden Zeit voll Besorgniß, indem ich auf das geringste Geräusch horchte, und immer hoffte, Charpentier werde zurückkehren ...

Das geschah aber nicht: meine Uhr zeigte fünf Uhr ... halb sechs Uhr; Charpentier kam nicht wieder.

Kein Zweifel mehr, Jean und seine Mutter nahmen

es an, ich mußte mich in die Folgen meiner Großmuth ergeben. Ich kehrte nach la Riballière zurück, um meine Frau auf diesen unerwarteten Besuch vorzubereiten, und die nothwendigen Befehle für den Empfang meiner Gäste zu geben.

Es war in dem linken Flügel des Schlosses eine Wohnung, auf welche ich schon angespielt habe, und die mir in meiner ersten Jugend zu einem Rendezvous mit einer meiner Cousinen gedient hatte; diese Wohnuug hatte einen geheimen Ausgang durch einen in der Dicke der Mauer angebrachten Gang, den eine bewegliche Füllung der Wand verbarg. Im Falle der Ueberraschung oder der Nachsuchungen bei mir konnte Jean und seiner Mutter diese Einrichtung nützlich sein und ihre Flucht begünstigen. Ich bestimmte daher diese Wohnung für sie; sie bestand aus zwei, durch einen Salon getrennten Schlafzimmern. Das eine dieser Zimmer sollte Charpentier bewohnen, das andere Madame Raymond. Ich bestimmte für Jean ein an das seiner Mutter stoßendes Zimmer; ich beauftragte Madame Claude über diese Einrichtungen zu wachen und in dem Dorfe ein junges Mädchen für den Dienst der Frau Marquise von Berteuil ausfindig zu machen, welche, durch die Unverschämtheit ihrer Kammerfrau beleidigt, — wie ich zu Madame Claude sagte, — dieselbe auf der Reise fortgeschickt habe. Einer meiner Bedienten sollte den Marquis und seinen Sohn bedienen. Ich ließ dann meine Pferde anspannen. Während man sich damit beschäftigte, be-

gab ich mich zu Albinen; Madame Claude sollte dort zu mir kommen, um meine letzten Aufträge zu erhalten; ich wollte, daß sie auf diese Weise höre, was ich meiner Frau sagen würde, um diesen unerwarteten Besuch wahrscheinlich zu machen. Ohne diese Vorsichtsmaßregeln hätte er meinen Leuten sonderbar scheinen können, und sie würden vielleicht davon geplaudert haben.

Ich fand Albinen auf ihrem Kanapee ausgestreckt, indem sie ihre Blumen betrachtete.

— Meine liebe Freundin, — sagte ich zu ihr, — ich habe Ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen . . . denn, für Wilde, wie wir, ist die Ankunft von drei Personen meiner Bekanntschaft eine wichtige Neuigkeit.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Der Herr Marquis und die Frau Marquise von Berteuil, alte Freunde meiner Großmutter, kommen, um hier einige Tage zuzubringen . . . Ihr Sohn begleitet sie; er ist einer von meinen besten Freunden.

Albine sah mich mit unendlichem Erstaunen an, dann sagte sie mit verdrießlicher Miene zu mir:

— Wie! was Sie mir da melden, ist wirklich wahr? Es ist kein Scherz?

— Wie Sie wissen scherze ich wenig. Ich komme daher auch, meine liebe Freundin, Ihnen sehr im Ernst zu melden, daß in zwei Stunden unsere Gäste hier sein werden. Ich werde sie in Chambly abholen, wohin sie von Châteauroux aus, wo, wie ich glaube, sie

mit der Diligence angekommen, in einem Miethwagen gefahren sind.

— Ein solcher Besuch ... so aus den Wolken gefallen, ... das ist unerträglich und sehr ungewöhnlich.

— Das ist durchaus nicht ungewöhnlich — sagte ich, indem ich auf diese Worte wegen der Anwesenheit der Madame Claude, die uns hörte, einen Nachdruck legte. — Nichts ist im Gegentheile natürlicher. Herr von Berteuil hatte mir vor vierzehn Tagen geschrieben, um mir seinen bevorstehenden, seit langer Zeit verabredeten Besuch zu melden; ohne Zweifel wird sein Brief nicht auf die Post gegeben oder verloren gegangen sein, denn ich habe ihn nicht empfangen ... Der Marquis schrieb mir heute Morgen von Neuem von Chambly aus, wo er erwartet von mir abgeholt zu werden, und aus Artigkeit werde ich mich selbst dorthin verfügen; ich habe Madame Claude gesagt hierher zu kommen, damit Sie ihr Ihre Befehle ertheilen können, ich habe sie vorläufig unterrichtet, unsere Gäste würden in dem linken Flügel des zweiten Stockwerkes in dem Tapetenzimmer wohnen.

— Ich habe Madame Claude keine anderen Befehle zu ertheilen, als ihr anzuempfehlen, Alles auf das Beste einzurichten, — antwortete Albine; hierauf fügte sie hinzu, indem sie sich an ihre Kammerfrau wandte: — Lassen Sie uns allein.

Kaum hatte diese sich entfernt, als Albine mit kla-

gender Stimme und mit einem Ausdrucke des Vorwurfes und zunehmenden Verdrusses zu mir sagte:

— Dieser Besuch ... von Personen, die ich nicht kenne, ist etwas abscheulich Langweiliges. Da bin genöthigt mit Ihnen die Herrin vom Hause zu spielen, ... mich mit ihnen zu beschäftigen, ... meine Gewohnheiten zu ändern; ... ich versichere Ihnen, das geht über meine Kräfte ...

— Aber, meine liebe Albine ...

— Sie mögen sich einrichten, wie es Ihnen beliebt ... Sie haben Ihre Freunde eingeladen, empfangen Sie dieselben ...

— Was sagen Sie?

— Ich sage Ihnen, daß ich mein Zimmer nicht verlassen werde.

— Das ist aber unmöglich ...

— Sagen Sie, ich wäre krank ... Wenn diese Entschuldigung nicht genügt, so erfinden Sie eine andere; ... das ist mir gleich, wenn ich nur dieser Pein entgehe ...

— Aber endlich ...

— Wie? Die Besuche unserer Nachbarn, welche von Zeit zu Zeit nur eine Stunde gedauert hätten, schienen Ihnen, wie mir, zu langweilig und lästig, daß Sie Alles thaten sie abzuwenden, ... und Sie laden andere Personen ein, um hier zu wohnen!

— Die Einladung ist geschehen, ich kann sie nicht abändern. Sie für krank ausgeben, das ist unmöglich,

meine liebe Freundin, es wäre unsinnig nur daran zu denken Sie einzusperren; Alles, was ich für möglich halte, ist, Ihnen für heute Abend die Mühe zu ersparen unsere Gäste zu empfangen; sie werden von der Reise ermüdet sein, der Sohn ist noch sehr leidend, denn er ist kaum von einer langen Krankheit genesen; sie werden also selbst sehr zufrieden sein, sich auf der Stelle in ihre Wohnung zurückziehen und ausruhen zu können ... Aber morgen werden Sie nicht umhin können, ihnen die Ehren Ihres Hauses zu erweisen.

Madame Claude benachrichtigte mich jetzt, mein Wagen erwarte mich; indem ich nun meine Frau ihrem heftigen Aerger überließ, fuhr ich nach dem Flecken Chambly.

Je näher der Augenblick herannahte, wo ich Madame Raymond wiedersehen sollte, desto mehr empfand ich eine außerordentliche Gemüthsbewegung; bald beherrschte sie sogar die Befürchtungen meiner unbestimmten Eifersucht auf Jean; ich dachte mit Betrübniß, die Jahre, der Kummer, würden Madame Raymond die reizende Schönheit geraubt haben, die mich einst so unendlich überrascht hatte; ich erwartete sie mit runzeligem Gesichte, erloschenem Blicke, grau werdenden Haaren wieder zu finden; Nichts schien mir schmerzlicher, als mir zu sagen: das ist also die Frau, in die ich so unendlich verliebt war! die einzige Frau, die ich wahrhaft liebte; kurz, vielleicht die Einzige, deren Andenken sich bis jetzt in meinem Herzen als das ideale Urbild

ernster Anmuth, sanfter Festigkeit und anziehender Weisheit erhielt; — kostbare Gaben, welche jetzt meine vorzeitige Reife, meine Kenntniß der Welt, nach ihrem unschätzbaren Werthe zu würdigen erlauben!

Soll ich es endlich gestehen? Wie wunderlich, wie unerklärlich! ging ich nicht gar so weit mir zu sagen: — Es ist ein Glück für mich, daß Madame Raymond jetzt eine alte Frau ist, denn obwohl ich nichts Sinnliches mehr für sie fühle, so würde ich doch vielleicht auf eine harte Probe gestellt werden, wenn ich sie schön wie früher wieder finden sollte.

Diese Träumereien beschäftigten mich so, daß ich eine wahrhafte Angst empfand, als ich das Haus erblickte, in welchem ich von Madame Raymond erwartet wurde.

Charpentier, welcher an einem von den Fenstern des Wirthshauses zum Weißen Kreuze stand, lauerte auf meine Ankunft. Sobald er mich erblickte, kam er herab, und sagte leise zu mir:

— Es ist Alles abgemacht; ... die Marquise von Berteuil und ihr Sohn ... sind oben.

In diesem Augenblicke kam der Gastwirth und fragte mich, ob ich meine Pferde abspannen lassen wolle. Ehe ich ihm antwortete, wandte ich mich an Charpentier.

— Was meinen Sie dazu, mein lieber Marquis? — sagte ich zu ihm; — wäre es nicht besser, uns auf der Stelle nach la Riballière auf den Weg

zu begeben? Uebrigens wollen wir deshalb erst die Frau Marquise fragen.

Indem ich mich hierauf an den Gastwirth wandte, fügte ich hinzu:

— Wollen Sie gefälligst meinen Leuten sagen, nicht abzuspannen.

Und ich folgte Charpentier in das von Madame und ihrem Sohne bewohnte Zimmer. Dieser lag bei meinem Eintritte halb aufrecht auf seinem Bette; seine Mutter, die an seinem Kopfkissen saß, sprach mit ihm und wandte mir den Rücken zu, so daß ich sie nicht sogleich sehen konnte. Ich war fast erschrocken über die Bläße und Entstellung der Züge Jean's. Ich hatte ihn seit meinem Austritte aus Saint-Barbe nicht wieder gesehen; seine Gestalt war gewachsen und hatte sich entwickelt, sein Gesicht hatte sich wenig geändert, nur war sein braunes und männliches Gesicht mit einem dichten und schwarzen Barte umgeben, welcher seinen Zügen einen noch viel männlichern und entschlossenern Charakter als früher verlieh. Bei dem Geräusche, welches die Thür machte, indem sie sich schloß, wandte sich Madame Raymond um.

Es gibt sonderbare Zusammenstellungen: das erste und einzige Mal, wo ich sie gesehen hatte, war sie damit beschäftigt einige Papiere in einem Schreibtische zu ordnen, und, als sie auf mich zu kam, ward ich von Ueberraschung und Bewunderung betroffen, denn ich erwar-

tete in ihr eine Frau von hartem und strengem Aussehen zu finden.

Als ich Madame Raymond elf Jahre nachher wiedersah, mußte ich noch weit mehr als Bewunderung und Erstaunen empfinden. Man hat oft von Ninon de Lenclos und anderen berühmten Frauen gesprochen, welche mit sechzig Jahren und darüber widernatürliche Leidenschaften einflößten; ich hatte immer ein wenig an diesen Wundern gezweifelt, aber Madame Raymond machte mich gläubig; sie mußte damals wenigstens fünf und vierzig bis sechs und vierzig Jahre alt sein, und sie erschien mir so, wie ich sie vor elf Jahren gesehen hatte; es war immer noch dieses bezaubernde Gesicht mit dunkelblonden Haaren, von denen auch nicht eines gebleicht war; ihre großen, so sanften und durchdringenden blauen Augen, dieses wohlwollende und feine Lächeln, das zuweilen Perlenzähne entblößte, dieses wie die Weisheit ernste, wie die Tugend heitere und wie die Anmuth anziehende Gesicht, kurz, es war immer noch dieser schlanke und vollendete Wuchs, dem die Jahre nur eine leichte Wohlbeleibtheit gegeben hatten.

Trotz meiner neun und zwanzig Jahre erröthete ich, ich fühlte mich wie früher verlegen; ich hätte meine Gemüthsbewegung vielleicht verrathen, wenn sich Jean, sobald er mich erblickt hatte, nicht auf seinem Bette halb erhoben, und indem er mir die Arme entgegenstreckte, mit Thränen in den Augen ausgerufen hätte:

— Elf Jahre . . . elf Jahre . . . daß ich Dich nicht gesehen habe!

Diese aus dem Herzen Jean's hervorgegangenen Worte erinnerten mich an mich selbst und rührten mich tief; er dachte weniger an die Zufluchtsstätte, welche ich ihm anbot, als an die Freude mich wiederzusehen; ich theilte die Gemüthsbewegung meines Freundes, und meine Augen wurden feucht. Als diese erste Regung vorüber war, sagte ich zu Madame Raymond, mich bei ihr zu entschuldigen:

— Verzeihung, Madame, aber es war mir unmöglich nicht zuerst zu Jean zu eilen.

Madame Raymond reichte mir ihre reizende Hand, die ich nicht ohne Beben berührte, und sagte mit ergriffener Stimme zu mir:

— Ich danke meinem Sohne, es mir überlassen zu haben, Herr Ferdinand, Ihnen zu sagen, daß Sie ein großmüthiges Herz haben.

— Madame!

— Fürchten Sie Nichts, ich werde die Dankbarkeit nicht mißbrauchen . . . Es gibt Dienste, für die man einmal dankt, . . . und deren man sich immer erinnert . . . Kommen wir jetzt auf die Hauptsache: Herr Charpentier hat uns Ihren Plan mitgetheilt; wir sind Ihrer Meinung; es ist klug und vorsichtig den Namen zu wechseln und uns mit falschen Titeln zu schmücken, so werden wir den Argwohn ableiten . . . Herr Charpentier hat sich zwanzig Male für meinen Sohn, für meinen

Bruder . . . und für mich geopfert; er ist einer von den Männern, die ich am meisten in der Welt achte . . . Ich nehme ihn daher mit Vergnügen als . . . meinen Marquis an, — fügte Madame Raymond mit einem Halblächeln hinzu. — Jetzt, Herr Ferdinand, . . . werden wir aufbrechen, wenn Sie wollen.

— Ich stehe zu Ihren Befehlen, Madame, — sagte ich zu ihr, — und indem ich mich an Jean wandte: — Du wirst bei mir wenigstens Ruhe finden, mein Freund, und wie ich hoffe, Gesundheit. — Aber da fällt mir ein, Madame, — fügte ich hinzu, — sollte man nicht einen Arzt von Châteauroux rufen lassen? . . . Die Wunde Jean's . . . bedarf vielleicht der Behandlung eines Arztes?

— Nein, Herr Ferdinand, unser Wundarzt lehrte mich meinen Sohn verbinden, die Wunde an sich selbst hatte keine außerordentliche Gefahr; aber man empfahl Jean vor Allem Ruhe, Stille, . . . Vermeidung jeder heftigen Gemüthsbewegung, . . . und Sie können sich denken, Herr Ferdinand, wie diese Vorschriften seit drei Tagen befolgt worden sind, — fügte Madame Raymond hinzu, indem sie einen besorgten und gerührten Blick auf ihren Sohn warf.

— Ich versichere Dir, meine Mutter, — begann Jean wieder, — daß ich mich mit Ausnahme von ein wenig Schwäche und Hitze in der Brust nicht kränker finde, als ich in Sceaux war . . .

— Gehen Sie, Jean, — erwiederte Charpentier, —

sagen Sie das nicht . . . das wäre morgen oder später ein Vorwand zu einer Unvorsichtigkeit . . . Ich muß es wohl sagen, noch heute Morgen haben Sie Blut gespieen.

— Und Sie haben es mir verheimlicht, — sagte Madame Raymond traurig zu Charpentier.

— Ja, — erwiederte er, — aber jetzt, wo Jean sich pflegen kann, fürchte ich mich gar nicht es Ihnen zu sagen . . .

— Dann, Madame, — begann ich wieder, — müssen wir eilen in meine Behausung zu kommen; wollen Sie gefälligst meinen Arm annehmen, Herr Charpentier wird Jean unterstützen, um hinunter zu gehen.

Bald darauf verließen wir das Wirthshaus, ich ließ so häufig als möglich den Leuten vor dem Weißen Kreuze die Titel Marquis und Marquise hören, während man das bescheidene Gepäck meiner Gäste auf den hintern Bock meiner Berline lud, und wir fuhren nach la Riballière ab.

XI. Capitel.

— Mein lieber Ferdinand, — sagte Jean zu mir, als wir unterwegs waren, — ich sollte vielleicht Deiner Freundschaft die näheren Umstände des Ereignisses anvertrauen, welches Dir Charpentier summarisch erzählte, Dir den Zweck der Verschwörung mittheilen, an der wir Theil nahmen, und . . .

— Mein Kind, — sagte Madame Raymond, indem sie ihren Sohn unterbrach, — Du weißt, daß Du noch einige Zeit so wenig als möglich sprechen darfst, es reizt Deine Brust zu sehr. Ich will Ihnen also sagen, Herr Ferdinand, daß unser erster Gedanke war, Ihnen aus zwei Gründen Nichts zu verhehlen. Zuvörderst um Ihnen zu beweisen, daß der Zweck dieser Verschwörung zu denen gehörte, welche man mit Stolz eingestehen kann und darf; dann, weil wir diese Mittheilungen als eine der Freundschaft auferlegte Pflicht ansahen; aber wir dachten, daß Sie uns zu gut kennten, Herr Ferdinand, um gewiß zu sein, wir würden, ob-

gleich verbannt, dennoch die Achtung rechtschaffener Leute nicht verscherzt haben.

— Könnten Sie, Madame, — sagte ich zu ihr, — den geringsten Zweifel in dieser Beziehung haben?

— Nein, nicht den geringsten, aber wir dachten auch, die Mittheilung des Zweckes dieser Verschwörung würde die gerechte Empfindlichkeit Ihrer Ansichten verletzen; Sie sind Royalist, Herr Ferdinand; zwischen Ihren Ueberzeugungen und denen Jean's liegt ein unermeßlich weiter Abstand. Ihnen zu sagen, was er träumte, was er noch träumt, was er bis zu seinem letzten Tage als das Ideal des Glückes seines Vaterlandes verfolgen wird, das hieße mit jedem Worte Ihren Glauben angreifen, der achtbar ist, weil er aufrichtig ist; wozu nun aber Sie so verletzen? Herr Charpentier, mein Sohn und ich sind also übereingekommen, von dieser Verschwörung zu schweigen, im Voraus versichert, daß Sie unsere Gründe begreifen würden.

— Ich begreife und achte sie, Madame, indem ich Ihnen nichtsdestoweniger dabei versichere, daß ich nicht im Geringsten verletzt gewesen wäre, Sie eine der meinigen entgegengesetzte Ansicht aussprechen zu hören.

— Darüber sind wir also einig, Herr Ferdinand, — begann Madame Raymond wieder, — kein Wort von Politik . . . Dieser Entschluß wird auch den Vorzug haben, Madame Duplessis sehr angenehm zu sein, . . . denn mit Ausnahme besonderer Lagen, ... lieben die

Frauen . . . und mit Recht, die Politik und die Verschwörungen wenig.

— Auf alle Fälle, Madame . . . hätten wir diesem Gegenstande der Unterhaltung in Gegenwart meiner Frau entsagen müssen.

— Warum denn das?

— Weil ich nicht glaubte Madame Duplessis in unser Vertrauen ziehen zu dürfen, Madame, und Sie in ihren Augen gleichfalls die Marquise von Verteuil sein werden.

Madame Raymond sah mich mit sehr überraschter Miene an; ich glaubte sogar in ihren Zügen einen unmerklichen Schein von Vorwurf zu lesen, und der Eindruck, den mir ihr Erstaunen verursachte, entging ihr nicht, denn sie begann wieder mit liebenswürdiger Offenherzigkeit und Freundlichkeit:

— Sehen Sie, Herr Ferdinand . . . obgleich Sie nicht mehr jener elfjährige Schüler sind, . . . so bin ich doch immer noch die aufrichtige Frau, welche Sie kennen . . . Ich werde Ihnen heute ebenso aufrichtig meine Art zu denken sagen . . . wie früher.

— Ich bitte Sie darum, Madame . . .

— Wohlan! Ihre Zurückhaltung gegen Ihre Frau überrascht mich sehr, sie ist eine Person von Herz und von unendlich vielem Verstand, ich weiß es . . .

— Sie wissen das, Madame, . . . und wie, ich bitte Sie? — sagte ich auf das Höchste erstaunt, von

dem Verstande Albinens sprechen zu hören, der für mich immer ein Geheimniß war.

— Nichts ist einfacher, Herr Ferdinand; eine meiner Freundinnen ist sehr befreundet mit einer von den Verwandten Ihrer Frau. Auf diese Weise haben wir vor einiger Zeit Ihre Verheirathung, Ihren Aufenthalt hier erfahren, und daß Madame Duplessis nicht allein ein gutes Herz, sondern auch einen ausgezeichneten Verstand besitzt ... Ich hätte gefürchtet Sie in eine falsche Lage gegen eine Frau zu versetzen, die Ihr ganzes Vertrauen besitzen sollte; ich frage mich daher auch mit außerordentlicher Ueberraschung, weshalb Madame Duplessis nicht Theil an Ihren Geheimnissen hat?

— Sie ist noch so jung, Madame, so wenig erfahren, — sagte ich zu Madame Raymond, immer mehr verwirrt über Das, was ich von der vorgeblichen Ueberlegenheit des Verstandes Albinens hörte; — ich würde nicht die Plauderhaftigkeit meiner Frau fürchten sondern im Gegentheile ihren Eifer den Verdacht abzuwenden, ein Eifer, der ihn vielleicht erwecken würde ... Und dann endlich wissen Sie, Madame, daß die Gatten nicht gezwungen sind galant gegen ihre Frauen zu sein.

— Nein, Herr Ferdinand, aber aufrichtig, ... besonders aufrichtig, wenn Sie sie lieben ...

— Zuverlässig liebe ich meine Frau, Madame, und ich liebe sie genug, um Ihnen zu sagen, daß sie das beste Wesen von der Welt ist; daß aber die Person,

welche Ihrer Freundin den ausgezeichneten Verstand und die hohe Vernunft rühmte, vielleicht ein wenig durch die, obgleich sehr natürliche Familienparteilichkeit verblendet war ... Noch einmal, meine Frau hat vortreffliche Eigenschaften; aber sie ist wie ein Kind ... sehr scheu, sehr schüchtern und schweigsam, weil sie ein wenig unempfindlich ist ...

— Wahrlich, Herr Ferdinand, was Sie mir da sagen, wundert mich im höchsten Grade ...

— So ist es, Madame, ich nahm Abschied von den Eitelkeiten der Welt, um meinen Ansichten nach ein ruhiges und zurückgezogenes Leben zu führen; ich suchte daher und fand auch in meiner Frau nicht die glänzenden Eigenschaften des Verstandes, sondern die Sanftmuth, die Nachgiebigkeit des Charakters, welche uns das Leben angenehm und ruhig machen.

— Sie irren sich in Betreff der Ursache meiner Ueberraschung, Herr Ferdinand; ... was mich so sehr überrascht, ... lachen Sie nicht über mich ... ist, daß Sie Ihre Frau so wenig kennen.

— Wie, Madame, — sagte ich lächelnd, — ich kenne meine Frau nicht?

— Jean wird es Ihnen wie ich sagen, und ich erlaube ihm nur ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe, daß die Freundin, von der ich spreche, uns gar viele Male von Mademoiselle Albine Chevrier als von einer unendlich ausgezeichneten Person sprach.

Jean gab ein beistimmendes Zeichen mit dem Kopfe und Charpentier fügte hinzu:

— Ich kann Ihnen versichern, Herr Ferdinand, daß ich mehrere Male bei Madame Raymond war, als man von Ihrer Heirath sprach, und daß Jean, und zwar von ganzem Herzen sagte: Welches Glück für Ferdinand, eine so ausgezeichnet begabte Frau zu heirathen!

Jean machte von Neuem ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe. Madame Raymond begann wieder:

— Jetzt, Herr Ferdinand, will ich Ihnen meine Autoritäten anführen; Ihre liebe Frau hat Mademoiselle Hermance von Villiers zur Cousine und zur Freundin von der Erziehungsanstalt her, nicht wahr?

— In der That, Madame ... sie war Brautjungfer meiner Frau.

— Die Mutter von Mademoiselle Hermance ist sehr mit der meiner Freundin befreundet, von der ich Ihnen spreche, und diese Freundin hat Mademoiselle Albine Chevrier, ihre Cousine, gar viele Male vor ihrer Verheirathung gesehen, hat sie sprechen hören, und, ich wiederhole es Ihnen, meine Freundin war so überrascht von der Unterhaltung dieser Person, die damals Ihre Braut war, daß wir uns sehr oft von ihr unterhielten, und daß ich, ohne sie zu kennen, ein lebhaftes Interesse für sie empfand ... Gehen Sie, Herr Ferdinand, — fügte Madame Raymond lächelnd hinzu, — keine falsche Bescheidenheit des Gatten; gestehen Sie alles Gute, was Sie über den Verstand der Madame Duplessis

wissen, ahmen Sie mir nach, wenn man mir verdiente Lobeserhebungen von meinem Sohne sagt . . . so nehme ich sie sehr entschlossen an.

— Wohlan! — sagte Jean lächelnd zu mir, indem er auf eine Jugenderinnerung anspielte, — wohlan, mein armer Ferdinand, sprich Dich doch aus, verschweige Nichts . . .

— Wohlan! Madame, — erwiederte ich jetzt auch lächelnd, um meine Ueberraschung und zunehmende Besorgniß zu verbergen, — ja . . . ich hatte, wie Sie sagten, eine übertriebene Gattenbescheidenheit, . . . und da ich die Schüchternheit meiner Frau kenne . . .

— So fürchteten Sie, Herr Ferdinand, daß Madame Duplessis uns weniger so erscheinen würde, als man von ihr erwarten darf.

— Ja, Madame . . . und deshalb zögerte ich eine Wahrheit zuzugeben, . . . welche Ihnen vielleicht zweifelhaft scheinen könnte . . .

— Ich habe die Anmaßung, Herr Ferdinand, die Schüchternheit der Madame Duplessis zu zähmen, um den liebenswürdigen Charakter genießen zu können, von dem man mir so viel gesagt hat, . . . und den ich im Voraus liebe . . . Was nun das betrifft, Ihre Frau in das Vertrauen zu ziehen . . . so glaube ich, daß Sie es in aller Sicherheit thun können. Glauben Sie mir . . . man beurtheilt uns Frauen falsch, indem man uns fast immer die Kenntniß von schwierigen oder gefährlichen Lagen versagt . . . Eine Frau von Herz, welche ihr

Kind oder ihren Gatten aufrichtig liebt, wird immer den gefährlichsten Ereignissen gewachsen sein, sobald sie die Gegenstände ihrer Liebe interessiren.

— Ach! wenn Madame Raymond nicht hier wäre, — sagte Charpentier, — wie wollte ich Ihnen durch schöne und gute Thaten beweisen, wie sehr sie Recht hat, Herr Ferdinand ...

— Ja, aber ich bin hier, Herr Charpentier, — antwortete Madame Raymond, — und Herr Ferdinand wird mir wohl glauben wollen ... Uebrigens, — fügte sie hinzu, indem sie sich an mich wandte, — werden Sie ein besserer Richter als irgend Jemand anders von dem Augenblicke an sein, wo Sie Madame Duplessis in unser Geheimniß werden ziehen können; nur gestehe ich Ihnen, daß es mir fast schmerzlich sein würde sie zu hintergehen ... Lassen sie mich daher nicht zu lange in ihren Augen meine Rolle als Marquise spielen. Noch ein Mal vertrauen Sie sich blindlings Ihrer Frau an ... denn, wissen Sie, Herr Ferdinand, warum wir oft nicht unsern vollen Werth haben? ... weil man nicht genug von uns verlangt ...

— Mein lieber Ferdinand, — begann Jean wieder, — obgleich meine Mutter mir verbietet zu sprechen ... möchte ich Dir doch sagen, mit welcher Beredtsamkeit des Herzens unser armer Hyacinth den Satz behauptete, den meine Mutter behauptet ... Du hast die Frau unseres Freundes gekannt, Du hast von ihm erfahren, daß sie erbärmlich erzogen worden war, ihr Verstand

war kaum entwickelt, ihre Unwissenheit unglaublich. Nun denn! es war Hyacinth, indem er mit geduldiger Zärtlichkeit viel von ihr verlangte, gelungen seine Frau wahrhaft liebenswürdig zu machen: hast Du das nicht selbst gefunden?

— Ohne Zweifel, — sagte ich, indem ich eine leichte Verlegenheit nicht verbergen konnte, — wie Du weißt, lebte ich in vertrautem Umgange mit dem armen Hyacinth bis zu seinem Tode ...

— Ja, ... und in seinen Briefen an mich, mein guter Ferdinand, sprach er mit Entzücken von Eurer Verbindung, von Deiner Freundschaft gegen ihn ...

— Und mein Sohn und ich waren gerührt darüber, Herr Ferdinand, — begann Madame Raymond wieder. — Diese Rückkehr zu einer alten Freundschaft bewies die Güte Ihres Herzens.

— Das war doch ganz natürlich, Madame.

— Nein, Herr Ferdinand, den vertrauten Umgang eines geringen Beamten der glänzenden Welt vorzuziehen, in welcher Sie bis dahin gelebt hatten, das bewies viel zu Ihren Gunsten; es trieb daher Jean auch nach Paris zurückzukehren, um das Trio vollständig zu machen, wie dieser arme Herr Hyacinth sagte. Unglücklicherweise war, als mein Sohn in Paris ankam, Ihr beiderseitiger Freund gestorben, seine Frau abwesend, und Sie auf der Reise, Herr Ferdinand.

— Es ist wahr, Madame: ... Der Kummer, den mir der Tod Hyacinth's verursacht hatte, ... die Sorge

für meine Gesundheit, ... forderten mich damals auf Paris zu verlassen.

— Apropos, — sagte Jean zu mir, — Du weißt doch, daß Madame Hyacinth Durand sich wieder verheirathet hat?

— Sie! ...

— Wie! sie hat Dir ihre Verheirathung nicht so wie mir angezeigt? ... Das ist sonderbar ...

— Ohne Zweifel wird ihr Brief verloren gegangen sein, aber ich höre zum ersten Mal von dieser Verheirathung sprechen.

— Und wenn ein unermeßliches Vermögen das Glück sichern kann, — begann Madame Raymond wieder, — so muß die Wittwe Ihres Freundes die glücklichste Frau sein.

— Sie hat sich reich verheirathet?

— So viel sie meinem Sohne geschrieben, hat sie einen ungeheuer reichen Amerikaner geheirathet, ... sie wohnt seit einigen Monaten in Paris, ihr Gatte hat ein prachtvolles Hotel gekauft, in welchem sie diesen Winter, wie man sagt, glänzende Feste gab.

— Ich erinnere mich, — sagte ich zu Madame Raymond, — daß man mir in einigen Briefen, die man mir diesen Winter von Paris schrieb, von dem Prachtaufwande eines Amerikaners Namens Jefferson und von der seltenen Schönheit seiner Frau sprach ...

— Das ist sie selbst, — sagte Madame Raymond

zu mir; — möge sie wirklich das Glück in ihrem Reichthume finden . . .

— Und weder unseren armen Hyacinth, — sagte Jean, — noch ihr bescheidenes Glück jener Zeit bedauern.

. . . .

Wir kamen mit einbrechender Nacht in meinem Schlosse an. Nachdem ich meine Gäste in ihre Wohnung geführt hatte, kehrte ich in mein Zimmer zurück, ohne meine Frau zu sehen, die sich, wie Madame Claude sagte, sehr frühzeitig zu Bette gelegt hatte.

XII. Capitel.

An demselben Abend, wo Jean und seine Mutter bei mir ankamen, setzte ich mein Tagebuch fort.

Aus dem Gesichtspunkte, aus welchem ich es betrachtete, war seine Nützlichkeit mir niemals größer und zweckdienlicher erschienen. Hier ist Das, was ich lese.

Mai 1829.

Da bin ich jetzt allein, ich suche mich an alle meine Eindrücke während dieses seltsamen Tages zu erinnern, die Mischung guter und böser Gedanken, deren Einflusse ich unterworfen war. Ich entdecke zuvörderst durch die Art von Chaos, in welches mein Geist versunken ist, drei hervorstechende Punkte:

Einen lebhaften Instinkt der Eifersucht gegen Jean Raymond, obgleich ihn bis jetzt Nichts begründet.

Eine unendliche, mit Mißtrauen untermischte Besorgniß, durch die seltsame Mittheilung der Madame

Raymond in Bezug auf die Größe des Verstandes meiner Frau verursacht.

Und endlich, ich habe Mühe mir diese lächerliche Ausschweifung der Einbildungskraft zu gestehen, fühle ich, daß ich auf dem Punkte stehe mich wieder in Madame Raymond zu verlieben.

Zum ersten Male fürchte ich ernstlich (warum steigt dieser Gedanke in mir auf, wo ich soeben an Madame Raymond gedacht habe?), fürchte ich ernstlich die Ehe auf eine falsche Weise ins Auge gefaßt, vergessen zu haben, daß es nicht allein Mißverhältnisse des Alters, des Vermögens, der Stellung, und, wenn man so sagen darf, der äußeren Annehmlichkeiten gibt, sondern daß es auch äußere moralische Mißverhältnisse gibt.

So, obgleich die Verheirathung mit meiner Frau dem Anscheine nach alle nur möglichen wünschenswerthen Eigenthümlichkeiten in sich schloß, kann ich mich doch nicht länger verblenden: es liegt zwischen ihr und mir eine unermeßliche Kluft.

Das Verhältniß unseres wirklichen Alters scheint angemessen; aber in moralischer und physischer Hinsicht bin ich fünfzig Jahre alt, und Albine achtzehn.

Warum habe ich nicht, statt eine sittsame, gehorsame, schweigsame, mir durchaus untergeordnete Gesellschafterin zur Frau haben zu wollen, die nur nach meinem Willen handelte und wünschte, eine Frau von reifem Alter gewählt, welche der geräuschvollen und falschen Vergnügungen der Welt überdrüssig, mit einem liebens-

würdigen Charakter und hohem Verstande, vorzugsweise aber mit jener Festigkeit der Grundsätze und des Charakters begabt war, welche man durch die Jahre erlangt.

Eine solche Frau hätte mir in meiner Einsamkeit ebenso viele Annehmlichkeiten des Verstandes, als der Sicherheit geboten . . . An ihr hätte ich eine Gefährtin, eine Freundin statt einer Untergebenen gefunden, die ich beherrsche, aber der ich nicht traue, . . . und die mich ohne Zweifel mehr fürchtet, als sie mich liebt . . .

. . . .

Und durch diese Gedanken erhebt sich immer das Andenken der Madame Raymond wie ein Punkt des Vergleiches in meinem Geiste.

Nun denn! ja! Seitdem ich sie wiedergesehen habe, sage ich mir, daß ich eine solche Frau hätte haben sollen, um meine Einsamkeit zu theilen . . .

Nicht doch, ich bin närrisch, erznärrisch; Nichts ist sinnloser, als diese plötzliche Wendung, als dieses erste Streben nach einer Enttäuschung, deren Folgen entsetzlich sind. Nein, Nichts ist sinnloser, Albine ist meine Frau, und Madame Raymond kann mich weder lieben, noch meine Geliebte sein, und dann ist Madame Raymond fünf und vierzig Jahre alt, sie ist die Mutter Jean's, gegen den ich eine instinctmäßige Eifersucht empfinde; denn am Ende liebe ich weder meine Frau, noch habe ich sie jemals geliebt. Und dennoch entflammt sich mein Blut, und Ströme von Haß und Wuth

steigen mir bei dem bloßen Gedanken zum Herzen, ein wie so viele Andere betrogener Gatte zu sein.

Ha! verwünscht sei meine alberne Großmuth; warum habe ich Jean in mein Haus eingeführt? Ja, aber ich habe auch das Glück seiner Mutter eine Zufluchtsstätte anzubieten, ihre Dankbarkeit zu verdienen, und außerdem muß man auf das Unvorhergesehene rechnen, und irgend ein Ereigniß kann die Abreise Jean's herbeiführen, ohne daß seine Sicherheit gefährdet ist . . . Aber dann reist seine Mutter mit ihm ab . . . und ich befinde mich wieder allein mit Albinen.

Und hier, eine neue Verwickelung, eine neue Angst. Ich will mich nicht täuschen, ich muß die ganze Tiefe des Abgrundes erforschen, in den ich versinke.

Von zwei Sachen eine: entweder ist Albine das, wofür ich sie immer gehalten habe, ein gutes, einfältiges, unschädliches Geschöpf mit einem beschränkten Verstande, von einem nachgebenden Charakter, einer gleichgültigen und gehorsamen Natur, die sich mit dem materiellen Wohlsein begnügt, das ich ihr verschaffe.

Oder Albine ist wirklich eine Frau von hohem Verstande, und sie hat seit unserer Verheirathung die Gewandtheit, die Arglist gehabt, in meinen Augen die Unschuldige, ich möchte fast sagen die Alberne zu spielen.

Aber welchen Zweck hatte dann diese Verstellung? Was erwartet sie um sich zu offenbaren? Und wenn ihre Einbildungskraft wirklich feurig, ihr Verstand ausgezeichnet ist, was gibt es Gefährlicheres, als dieses

in sich selbst Zurückziehen mitten in unserem einsamen Leben! Wird das nicht früh oder spät mit einem verderblichen Ausbruche endigen!

Und das ist nicht Alles, . . . denn, wahrlich, je mehr ich meine Lage erforsche, desto mehr erschreckt sie mich . . . Ich wünschte mir Glück zu dieser Abneigung, diesem Widerwillen, den ich in der ersten Nacht unserer Verheirathung eingeflößt habe, weil ich meine Frau für unschuldig und fast albern hielt; aber welche gefährlichen Folgen kann dieser Widerwille nicht für die Zukunft haben, wenn meine Frau nicht das ist, was ich glaubte! Hätte ich vergessen dürfen, mit welcher Klarheit des Ausdruckes Albine zu mir gesagt hat, als ich einem Momente thörichter Lust nachgegeben habe:

— Nehmen Sie sich in Acht! Wecken Sie mich nicht . . .

So war ich also albern! In diesem Augenblicke, wo ich darüber nachdenke, mußte diese umfassende Aeußerung mich wie eine Offenbarung überraschen, und ich habe darin nur einen glücklichen Zufall des Ausdruckes gesehen! Und diese so zu sagen noch jungfräuliche junge Frau, schön, voll Leben und Gesundheit, geistreich und unendlich gleißnerisch, da sie mich bis jetzt zu täuschen gewußt hat, diese junge Frau, der ich so viel Widerwillen einflöße, wird sich morgen in einem täglichen, beständigen vertrauten Umgange mit Jean Raymond, begabt wie er es ist, befinden! . . . das ist ja mein Verderben, das ist für mich die Entehrung, die Lächer-

lichkeit; ich kann mich einer solchen Gefahr, einer gewissen Gefahr nicht aussetzen, oder ich müßte sehr dumm sein! Ich würde sehr albern sein, hielte ich Jean für fähig, die Gesetze der Gastfreundschaft zu achten.

Die Pflichten der Freundschaft . . . überlegt die Leidenschaft etwa! Die Pflichten der Freundschaft . . . ei! wer sagt mir, daß er, indem er sie wie ich übertrat, nicht auch der Geliebte der Frau Hyacinth's gewesen ist? und warum würde Jean dann gewissenhafter gegen mich sein? Die Pflichten der Gastfreundschaft! hohle und hochtrabende Worte! Fühle ich etwa trotz des Sinnlosen, was in dem Wiederentstehen meiner Liebe für Madame Raymond liegt, sie nicht bereits mich beherrschen?

Und immer in diesen unüberschreitbaren Kreis einer traurigen Wahl zurückgeführt zu werden:

Entweder wird der Aufenthalt Jean's und seiner Mutter bei mir von kurzer Dauer sein, und dann werde ich, mit meiner thörichten Liebe für eine Frau von fünf und vierzig Jahren im Herzen, in meiner Einsamkeit mit Albinen allein bleiben, die mir nur noch Abneigung oder Mißtrauen einflößt.

Oder wenn im Gegentheile der Aufenthalt Jean's sich verlängert, so steht zu fürchten, daß meine Liebe für Madame Raymond von Tage zu Tage mit einer, meiner Eifersucht gegen Jean gleichen Heftigkeit zunimmt.

. . . .

Mai 1829.

Welch seltsamer Tag der heutige ist.

Sammle ich meine Erinnerungen ein wenig nach der Ordnung.

Der Schlaf hatte meine Aufregung von gestern Abend ein wenig beruhigt; bei meinem Erwachen habe ich meine Lage ein wenig kaltblütiger ins Auge gefaßt; ich habe mir vorgeworfen, in meiner Uebertreibung das Mögliche, vielleicht sogar das Wahrscheinliche, wie eine Gewißheit angesehen zu haben; ich habe wieder Vertrauen zu der Rechtschaffenheit Jean's und zu der Tugend meiner Frau gefaßt; ich bemühe mich die Erinnerung der Madame Raymond aus meinen Gedanken zu verscheuchen.

Und ich nahm mir endlich vor, in dem Falle, wo meine Eifersucht einiges Recht hätte in Bezug auf Jean zu erwachen, wenigstens mit ihm zu kämpfen und mich von demselben Tage an gegen meine Frau ebenso zuvorkommend, ich möchte fast sagen ebenso galant zu zeigen, als ich bis jetzt kalt und unaufmerksam gewesen war.

Ich habe also heute Morgen auf die groben Schuhe mit ledernen Kamaschen, auf die dicken Sammetkleider, und auf meinen alten zerdrückten grauen Hut verzichtet und eine elegante Morgentoilette angelegt, wie ich sie trug, als ich in meiner schönen Zeit das Schloßleben bei irgend einer meiner Mätressen führte. Und zum großen Erstaunen des Herrn Dupin, meines Kammerdieners, habe ich ihm gesagt sein Breneisen

zu bringen und mich zu frisiren, etwas seit meinem Aufenthalte in la Riballière gänzlich Ungebräuchliches. Alles das ist kindisch, aber bedeutungsvoll insofern, als ich trotz meiner vernünftigen Entschlüsse von heute Morgen fürchte, mir heute Abend gestehen zu müssen, daß dieser Entschluß der Eleganz den doppelten Zweck hatte: mit Vortheil gegen die äußeren Vorzüge Jean's zu kämpfen, und so gut als möglich in den Augen der Madame Raymond zu erscheinen.

Als ich angekleidet war, schickte ich meinen Kammerdiener fort, sich nach dem Befinden meiner Gäste zu erkundigen und Madame Claude zu sagen, meine Frau zu bitten, mich in ihrem Zimmer zu erwarten, bevor sie sich in die Kirche begäbe.

Ich erfuhr, daß der Herr Marquis und die Frau Marquisin die Nacht gut zugebracht hätten, aber daß ihr Herr Sohn leidend sei und den ganzen Tag über im Bette bleiben würde.

Nach Verlauf einer halben Stunde begab ich mich zu meiner Frau; ich war mehr als ich es vielleicht bis jetzt gewesen, über die Durchsichtigkeit ihrer so reinen und rosigen Haut, diese Morgenfrische überrascht, die so reizend bei sehr jungen Frauen ist. War es Täuschung? kurz, ich hatte sie niemals so hübsch gefunden; indem ich an Jean dachte, war ich ärgerlich darüber; indem ich mich hierauf an die Mittheilung der Madame Raymond in Bezug auf den Verstand Albinens erinnerte, versuchte ich, entweder auf ihren Zügen, oder

in ihrer Sprache irgend ein Anzeichen zu überraschen, das mich aufklären könnte.

Ich bemerkte zuvörderst eine leichte Regung der Ueberraschung, welche meine Frau bei meinem Anblicke nicht zu unterdücken vermochte.

— Meine liebe Freundin, — sagte ich zu ihr, — ich möchte Sie um Verzeihung bitten Sie so früh zu stören; indem ich Sie indessen, kaum erwacht, so frisch und so schön sehe, habe ich nicht den Muth meine Unbescheidenheit zu bedauern? . . .

Meine Frau fuhr fort mich mit dem Ausdrucke eines so auffallenden Erstaunens anzublicken, daß ich mich nicht enthalten konnte ihr zu sagen:

— Aber was haben Sie denn, meine liebe Freundin!

— Sie kommen zu mir, um mir Complimente über meine Schönheit zu machen . . . Sie haben Ihre ländlichen Kleider abgelegt; . . . das verwundert mich, sonst Nichts . . .

Bei diesen Worten fürchtete ich, aber zu spät, auf eine ungeschickte Weise gehandelt zu haben, indem ich das Costüm und die Sprache änderte; und meine Verlegenheit unter einem liebreichen Lächeln verbergend, begann ich wieder: — Wenn ich selten Complimente über Ihre Morgenfrische an Sie richte, meine liebe Albine, so kömmt das daher, weil ich nicht immer das Recht habe so frühzeitig bei Ihnen einzutreten; aber es handelt sich nicht allein darum Ihrer Schönheit zu huldigen, ich komme auch um Sie daran zu erinnern, daß unsere Gäste

seit gestern Abend angekommen sind, und daß es unerläßlich ist sie Ihnen heute Morgen vorzustellen.

— Nun denn, — antwortete mir Albine mit nachlässiger und verdrießlicher Miene: — Ergeben wir uns darein, da es keine Möglichkeit gibt dieser Qual zu entgehen. Und sie wird vielleicht lange dauern? . . .

— Sie wird so kurz als möglich dauern, wenn sie Ihnen unangenehm ist . . . Ich begreife es außerdem, wenn man, wie wir, meine liebe Freundin, die angenehme Freiheit eines vertrauten und zurückgezogenen Lebens genossen hat, so bedauert man die geringste Störung in seinen Gewohnheiten.

— Mein Gott, wie langweilig es doch sein wird, ich werde nicht wissen, was ich Ihren Freunden sagen soll.

— Beruhigen Sie sich, Sie werden sich keine große Mühe zu geben haben, der Marquis und seine Frau sind sehr einfache Leute, ohne Ansprüche und ohne Umstände.

— Warum, mein Freund, haben Sie denn dann diese Umstände der Toilette und der Eleganz gemacht?

— Wenn ich es Ihnen sagen muß . . . Ihretwegen, meine liebe Albine . . .

— Meinetwegen?

— Sie sind gewöhnlich nachsichtig genug, und Sie berücksichtigen meine landwirthschaftlichen Beschäftigungen, um bei mir eine gewisse Nachlässigkeit des Costüms und der Gewohnheiten zu entschuldigen . . .

Ich weiß Ihnen unendlichen Dank dafür; aber ich möchte nicht, daß Fremde mich für fähig hielten in den Rücksichten gegen Sie zu fehlen.

Das wird Ihnen hoffentlich das erklären, was Sie meine Umstände der Eleganz nennen. Um auf unsere Gäste zurückzukommen, Herr von Berteuil ist ein einfacher und guter Mann, Frau von Berteuil ... eine ausgezeichnete Frau, voll Achtung für ihren Gatten und Zärtlichkeit für ihren Sohn. Was diesen anbetrifft ... so werden Sie ihn, da er sehr an einer Brustkrankheit leidet, und die Reise ihn sehr ermüdet hat, heute nicht sehen, vielleicht sogar vor einigen Tagen nicht ... Alles, was ich Ihnen über ihn sagen kann ist, daß er einer meiner besten und ältesten Freunde ist.

— Dann ... werde ich ihn auf das Beste empfangen ...

— Zuverlässig, und ich danke Ihnen für Ihren guten Willen. Nur ...

— Nur?

— Ich habe einen Augenblick lang gezögert, meine liebe Freundin, weil es sich darum handelt einen sehr kitzlichen Punkt zu berühren; aber Ihre außerordentliche Jugend, Ihre Unkenntniß der Welt, sogar Ihre Unschuld machen es mir zur Pflicht, gänzlich aufrichtig gegen Sie zu sein.

— Mein Gott! um was handelt es sich denn?

— Hören Sie mich an. Jean von Berteuil ist ungefähr in meinem Alter, und wenn er hergestellt ist,

werden Sie in einer Art von Vertraulichkeit mit ihm zu leben haben, ... da seine Mutter, sein Vater und ich unsere Gesellschaft bilden werden ... Ich empfehle Ihnen daher als Freund, ... als wahrer Freund an, gegen das Uebermaß dieser Vertraulichkeit, zu welcher das Landleben berechtigt, auf Ihrer Hut zu sein. Nichts würde ohne Zweifel von Ihrer Seite unschuldiger sein. Ich bitte Sie indessen in dieser Beziehung außerordentlich vorsichtig zu sein ... Verstehen Sie mich? ...

— Nein ... nicht recht!

— Lassen Sie hören, warum?

— Sie empfehlen mir an, sehr zurückhaltend mit Jemand zu sein, den ich niemals in meinem Leben gesehen habe. ...

— Das verwundert Sie?

— Ja, denn ich denke durchaus nicht daran, in der Zurückhaltung gegen einen Fremden zu fehlen.

— Sie sind eine junge und liebenswürdige Frau, Jean von Berteuil ist gleichfalls jung. Nun werden Sie wohl fühlen, daß die Schicklichkeit auch in Bezug auf Sie es unerläßlich fordert, daß Sie bei Ihrem Umgange mit meinem Freunde die höchste Vorsicht anwenden.

— Was mir in Ihrer Anempfehlung am Klarsten, mein Freund, ist, daß ich Ihren Freund sehr frostig empfangen soll ... statt mich zu bestreben, ihn ... trotz der Langeweile, welche seine hiesige Gegenwart mir

verursacht, auf das Beste zu empfangen, gleichviel, ich werde in dieser Beziehung thun, was Sie wollen.

— Es gibt zwischen diesen beiden Extremen eine Mittelstraße, meine liebe Albine, und Sie werden sie zuverlässig finden; Sie werden so viel als möglich das Alleinsein mit Jean von Berteuil zu vermeiden suchen.

— Warum sollte ich mit ihm allein sein?

— Es ist sehr klar, daß Sie dies nicht suchen werden, meine liebe Albine, aber am Ende gehört es für eine sehr junge Frau zum guten Ton, sich auf höfliche Weise diesen Unterhaltungen unter vier Augen zu entziehen.

— Aber was wollen Sie denn, das Ihr Freund mir unter vier Augen sagt?

— Zuverlässig Nichts, als etwas sehr Schickliches; indessen, ich wiederhole es Ihnen, es ist besser meinen Rath zu befolgen.

. . . .

Madame Claude kam und unterbrach die Unterhaltung mit meiner Frau, indem sie meldete, daß der Herr Marquis und die Frau Marquise in den Salon hinuntergegangen wären, in der Hoffnung dort Madame zu finden.

Ich begleitete also Albinen, um sie meinen Gästen vorzustellen.

. . . .

Ich unterbreche die Abschrift dieses Tagebuches mit

einer Bemerkung, welche mir das Durchlesen dieser schon vor längerer Zeit geschriebenen Seiten eingibt.

Der Mensch ist wahrlich ein seltsames Geschöpf.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche ich damals meiner Frau in Bezug auf Jean anempfahl, mußten nicht allein meinem Wunsche entgegengesetzt wirken, sondern ich erweckte dadurch auch noch die Aufmerksamkeit oder die Neugierde Albinens über die Folgen, welche ihre Vertraulichkeit mit meinem Freunde haben könnte, und ich vergaß, daß ich in meinem Junggesellenleben so zu sagen einen meiner Erfolge denselben albernen Vorsichtsmaßregeln, die ich selbst traf, verdankt hatte; ich vergaß, daß ohngefähr auf diese Weise, zu der Zeit, von welcher ich spreche, ein Gatte die Aufmerksamkeit seiner Frau dadurch auf mich gezogen hatte, daß er ihr beständig wiederholte:

»Nehmen Sie sich in Acht, sprechen Sie nicht so oft mit Herrn Duplessis; seien Sie sehr zurückhaltend gegen ihn; er ist ein Mann von dem man sagt, er ist in der Mode, alle Frauen laufen ihm nach; ich weiß vollkommen, daß ich mich nicht zu beunruhigen habe, ich kenne die Vortrefflichkeit Ihrer Grundsätze; aber am Ende ist die Welt lästersüchtig, der Schein ist für sie Alles, und der Ruf einer rechtschaffenen Frau wird durch eine unschuldige Unvorsichtigkeit schnell befleckt.«

Ich wußte das aus Erfahrung; ich hatte mich tausend Male lustig über die Albernheit jener Gatten gemacht, welche, indem sie glauben das Feuer auszu-

löschen, wenn sie darauf blasen, es nur anfachen, und ich versank in die plumpe Ungeschicklichkeit, über die ich mich so sehr lustig gemacht, und aus der ich selbst Nutzen gezogen hatte.

Als ich mit meiner Frau in den Salon trat, befanden sich Madame Raymond und Charpentier bereits darin.

Die Ruhe der Nacht, das Glück ihren Sohn endlich in Sicherheit zu sehen, verliehen den Zügen der Madame Raymond eine liebenswürdige Heiterkeit; ich hatte sie am Tage vorher bei einbrechender Nacht gesehen; aber am hellen Tage, etwas kaum Glaubliches, konnte sie durch den Glanz, durch die Reinheit ihrer Gesichtsfarbe den Vergleich mit Albinen aushalten.

Madame Raymond war ihrer Gewohnheit gemäß schwarz gekleidet, und eine sehr einfache Haube ließ ihre beiden dichten Scheitel von Haaren sehen, die ein wenig dunkler blond als die meiner Frau waren. Ich hatte viele wahre Marquisinnen gesehen, und nicht eine hatte eine ausgezeichnetere Haltung, anmuthigere höfliche Manieren, als die falsche Frau von Berteuil; ich war ziemlich besorgt über die Art und Weise, mit welcher Charpentier, ein ehemaliger Sattlermeister, seine aristokratische Rolle ausführen würde; ich konnte mich dieses Mal wieder überzeugen, daß Nichts der Würde näher kommt, als die Einfachheit.

Charpentier, mit seinem biedern und männlichen, mit fast weißen Haaren bekränzten Gesichte, seiner

ruhigen Haltung, seiner ernsten und ein wenig traurigen Miene, seinen bescheidenen Kleidern von außerordentlicher Sauberkeit, stellte bei Weitem besser das Bild des alten Edelmannes vor, als gar viele eingebildete, zahnlose und wie alte Koketten runzlige große Herren meiner Bekanntschaft, welche ihr Alter, dessen sie sich zu schämen schienen, unter einer Verkleidung und lächerlich jugendlichen Manieren verbargen.

Ich bemerkte, daß meine Frau bei dem Anblicke der Madame Raymond ihr treuherziges Erstaunen darüber nicht zu verbergen vermochte, die Mutter eines Mannes von acht und zwanzig bis neun und zwanzig Jahren noch so jung und so hübsch zu sehen.

Ich beeilte mich zu Madame Raymond zu sagen:

— Erlauben Sie mir, Frau Marquise, Ihnen Madame Duplessis vorzustellen; unglücklicherweise hat sie sich gestern Abend unwohl befunden, so daß sie noch nicht die Ehre haben konnte Sie zu empfangen.

Madame Raymond verneigte sich höflich. — Indem ich mich nun an meine Frau wandte, fügte ich hinzu:

— Meine liebe Freundin, ich stelle Ihnen den Herrn Marquis von Berteuil, den Vater meines besten Freundes vor . . .

Charpentier verneigte sich ehrerbietig, und Madame Raymond sagte zu meiner Frau:

— Ich hoffe, Madame, daß Ihr Unwohlsein von gestern keine Folgen gehabt hat?

— Nein, Madame, ich danke Ihnen, — erwiederte

Albine, indem sie mit schüchterner Miene stammelte, und auf diese Weise gleich anfangs das Gespräch fallen ließ.

— Schon vor sehr langer Zeit, Madame, wünschte ich das Vergnügen zu haben Sie kennen zu lernen, — sagte Madame Raymond, — wir haben daher vielleicht ein wenig unbescheiden Herrn Duplessis an die artige Einladung erinnert, welche er im vorigen Jahre in Paris so gütig war an uns zu richten. . . .

Immer verlegener, vermochte meine Frau nur zu antworten:

— Madame . . . zuverlässig . . . ich bin sehr zufrieden Sie bei uns zu sehen.

— Wir bedauern nur, Madame, — fügte ich hinzu, indem ich Albinen zu Hülfe kam, — daß die Gesundheit Ihres lieben Sohnes Ihnen einige Besorgnisse während der Reise verursacht hat.

— Ja, Madame, — begann Albine wieder, die ich mit einem Blicke zu ermuthigen suchte, — wir bedauern sehr, daß Ihr Herr Sohn krank ist.

— Glücklicherweise, — begann Herr Charpentier wieder, — hat unser Sohn heute Nacht gut ausgeruht, er hat weniger gelitten . . .

— Aber er ist noch nicht im Stande, Madame, Ihnen für die Gastfreundschaft zu danken, welche Sie so gütig sind ihm zu bewilligen, — begann Madame Raymond wieder. — Wir sind von Paris abgereist, indem wir ihn in voller Genesung glaubten; aber die

Beschwerden der Reise haben einen Rückfall verursacht, und wir sind wirklich untröstlich, Ihnen einen armen Kranken hierher geführt zu haben.

Da meine Frau nicht zu antworten wagte oder nicht wußte, was sie sagen sollte, so begann ich wieder, indem ich mich an Madame Raymond wandte, welche immer mehr über die Armuth der Antworten Albinens erstaunt schien:

— Wir wagen nicht, Madame, Ihnen von der zuvorkommenden Pflege zu sprechen, welche wir Jean würden haben angedeihen lassen . . . denn er ist so glücklich Sie bei sich zu haben . . . Wir können nur sehr aufrichtige Wünsche für seine Herstellung aussprechen.

Ich hatte kaum diese Worte geendigt, als ich außerhalb den Hufschlag mehrerer Pferde hörte. Das Fenster des Salons, in welchem wir uns befanden, ging auf den Ehrenhof. Meine Frau, welche an diesem damals offenen Fenster stand, warf die Augen hinaus, und sagte hastig, indem sie sich an das Fenster neigte:

— Ach, mein Gott! . . . Gensdarmen!

Ende des dritten Bandes.

Druck von Philipp Reclam Jun. in Leipzig.

Pater Darcy.

Historischer Roman aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth.
Aus dem Englischen von M. B. Lindau.
4 Bde. 4 Thlr.

Die Wilmingtons.

3 Bde. 3 Rthlr.

Adelaide Lindsay.

Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl.
2 Bde. 2 Thlr.

Sie dürfen in keiner guten Leihbibliothek fehlen und ich offerire dieselben hiermit zusammengenommen zu dem Partiepreise: statt 18 Thlr. für 13 Thlr 15 Ngr.

Lätitia Arnold.

Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl.
2 Bde. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die rächende Zeit.

Aus dem Englischen von Dr. E. Susemihl.
3 Bde. 2 Thlr.

Zwei Erzählungen alter Leute.

Aus dem Englischen von M. B. Lindau.
3 Bde. 2 Thlr.

Geschichten aus Wald und Feld.

Der „Erzählungen alter Leute“ erste Folge.
3 Bde. 2 Thlr.

Die Beliebtheit der Werke von Mrs. March erkennend, habe ich bei Vorstehenden den Preis des Bandes gleich mit 20 Ngr. berechnet.

Sue, Eugène,

Ferdinand Duplessis oder Memoiren eines Mannes Geschichte dreier Frauen.
Deutsche Originalausgabe von Eugen Sue

Bd.: 3

Leipzig 1851